

STEPHAN OSWALD

# Früchte einer großen

Goethes **Stadt –**  
*Venezianische  
Epigramme*



Universitätsverlag  
WINTER  
Heidelberg



EREIGNIS WEIMAR–JENA  
KULTUR UM 1800

ÄSTHETISCHE FORSCHUNGEN

Herausgegeben von  
KLAUS MANGER

Band 33





STEPHAN OSWALD

Früchte  
einer großen  
Stadt –  
Goethes  
*Venezianische  
Epigramme*

Universitätsverlag  
WINTER  
Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung  
der Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung  
für Geisteswissenschaften in Ingelheim am Rhein.

UMSCHLAGBILD

M. Marieschi: Veduta di Rialto da Palazzo Dolfin.

ISBN 978-3-8253-6306-2

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2014 Universitätsverlag Winter GmbH Heidelberg  
Imprimé en Allemagne · Printed in Germany  
Druck: Memminger MedienCentrum, 87700 Memmingen  
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem  
und alterungsbeständigem Papier

Den Verlag erreichen Sie im Internet unter:  
[www.winter-verlag.de](http://www.winter-verlag.de)

# Inhalt

Vorwort .....	9
Einleitung .....	11

## Venedig

1	Vorgeschichte einer ‚unfreiwilligen‘ Venedigreise .....	21
2	Il Barone Gaeta – ein deutscher Tourist in Venedig .....	31
	Fremdenregister der Staatsinquisition und Logis am Canal Grande .....	31
	Die Hotelrechnungen und Goethes Ausgabenbuch .....	34
	Der Lohnbediente Mitter .....	37
3	Kontaktsperre in Venedig .....	41
	Der Verdacht .....	45
4	Geschichte des Marquis de Bombelles .....	51
	Der französische Botschafter in Venedig .....	51
	Wiedersehen in Frankreich .....	56
5	Die Wirbel-Theorie .....	63
	Ein Zufallsfund auf dem Lido .....	63
	Goethes anatomische Studien .....	68
	Die Auseinandersetzungen mit Oken .....	72
6	<i>Ältere Gemälde. Venedig 1790.</i> Ein Kursus in Kunstgeschichte .....	83
	Goethes Besichtigungsprogramm und sein Kunstführer .....	83
	Das Gegenstandsproblem in der christlichen Kunst .....	89
	Geschichte des Colorits .....	95

## Venezianische Epigramme

7	Antike Epigrammatik in Weimar .....	97
8	Zeitgenössische Epigrammtheorie – Herder versus Lessing .....	107

9	Das Vorbild Martial – die unterschlagene Tradition .....	115
	H. J. Heller .....	116
	Emil Ermatinger .....	117
	Ernst Maaß .....	118
	Kinder einer anspruchlosen Muse vs. der Heine des Altertums .....	121
	Otto Seel .....	122
	Neuer Deutungsansatz – Niklas Holzberg .....	126
	Gewandelte Beurteilung des Vorbildcharakters .....	129
	Liebesepigramme in antiker Manier .....	133
10	Biographische Deutung der Epigramme – Verfechter und Widersacher .....	139
11	Die Komposition des Zyklus .....	153
	Die Frage der Anordnung: Zufallsprinzip oder poetische Absicht .....	153
	Arbeit an der Komposition des Zyklus .....	160
	Makrostruktur des Zyklus .....	166
	Anfang und Ende des Zyklus – die Rahmenstruktur der Epigramme .....	170
12	Johann Caspar Lavater – eine unsichtbare Präsenz .....	173
	Lavater und Goethe: das Ende einer Freundschaft .....	173
	Der Lavater-Komplex in den <i>Venezianischen Epigrammen</i> .....	179
13	Reimarus-Reminiszenzen .....	193
14	Die Eröffnung des Zyklus: Reisetematik und Ankunft .....	203
	Das Einleitungsepigramm .....	203
	Reisetematik und Ankunft in Venedig .....	209
15	Schwärmer und andere Revolutionäre .....	217
	Gefühlvolle Schwärmer .....	217
	Politische Schwärmer .....	221
	Das 55. Epigramm .....	236
16	Das leidige Thema Religion .....	243
	Ein aufgeklärter Protestant in Italien .....	253
	Die Brotverwandlung .....	257
	Die Religion mit den eigenen Waffen schlagen – mit Bibelziten gegen die Kirche .....	260
	Vom Kreuz zur Korruptel .....	269
17	Das Pilgermotiv .....	275
	Schillers Gedicht <i>Der Pilgrim</i> .....	280
18	Das Doppelpigramm 34 a und b – Danksagung und Huldigung .....	283
19	Die Gauklerin Bettine .....	289
	Das venezianische Gauklermädchen Bettina .....	289
	Die Gauklerin Bettine .....	292

Bettine erotisch .....	305
Bettine – die venezianische Schwester Mignons .....	310
20 Frauenfiguren .....	313
Prostitution in Venedig .....	313
Lazerten .....	318
Johann Caspar Goethe auf einem venezianischen Prostituiertenball .....	325
Invektiven gegen die bürgerliche Ehe .....	328
Christiane Vulpius und der Sohn August .....	337
21 Muße, Langeweile und andere Formen des Untätigseins .....	345
22 Bilder der Großen Stadt .....	357
23 Großstadt Venedig .....	365
Venedig .....	365
Gaukler und Akrobaten, Bettler und Prostituierte .....	369
Das Bild der Menge .....	371
Stadt versus Natur .....	373
Die Ware .....	374
24 Poetologische Reflexionen, oder: das Epigramm über sich selbst .....	379
Gattungsspezifische Züge .....	380
Mythologie .....	388
Der Dichter .....	390
25 Finale .....	401
Goethe, ein früher Flaneur? .....	409
Großstadt-Epigramme bei Waiblinger und Platen .....	410
26 Bibliographie .....	415
27 Bildanhang .....	425



# Vorwort

... in der sogenannten Kleinarbeit [...] gehen die großen Gesichtspunkte nicht unter, sondern eher auf.

Ernst Maaß

Die Arbeit an der vorliegende Studie, vor dreißig Jahren in Venedig begonnen, musste in der Folge aus beruflichen Gründen mehrfach auf lange Zeit ruhen und ist erst jetzt zum Abschluss gekommen.

Es handelt sich um den Versuch, einen umfassenden Blick auf Goethes Epigramm-Zyklus zu werfen, ihn also als poetischen Ausdruck ernst zu nehmen und gleichzeitig die darin wirkenden historischen wie literarischen Faktoren aufscheinen zu lassen, vor deren Hintergrund die *Venezianischen Epigrammen* ihren Sinn erst wirklich ganz erschließen.

Der genaue Blick auf den poetischen Text macht in der Analyse der Entstehungsbedingungen auch einige Züge in Goethes Leben dieser Jahre sichtbar, die wenig bekannt sind und sich für die Entstehung wie für die Aufnahme des Werks als entscheidend erwiesen haben.

Dass die Arbeit nach so langer Zeit doch noch ihren Abschluss gefunden hat, verdankt sich auch den ermutigenden und hilfreichen Kommentaren meiner beiden ersten Leser; ihnen ist das Buch gewidmet.

Bologna, im März 2014



## Einleitung

Goethes *Venezianische Epigramme* gehören ohne Zweifel zu den glücklosen Schöpfungen ihres Autors. Wie kaum ein anderes Werk hat der Zyklus seit seinem Erscheinen Befremden ausgelöst, das bis in die Gegenwart anhält. So, wie er einem hier entgegentritt, kennt man Goethe nicht, die Epigramme formulieren Positionen und Urteile, wie man sie von ihm sonst nicht gewohnt ist. Die Schwierigkeit, den so aus dem Rahmen des Gewohnten fallenden Zyklus in das Goethesche Werk einzuordnen, hatte zur Folge, dass die Epigramme weitgehend unbeachtet geblieben und auch von der Germanistik nur sehr sporadisch und wenn überhaupt, dann meist nur unter einem partiellen Aspekt zur Kenntnis genommen worden sind oder – so Nussbergers treffende Formulierung – „von den Wagenlenkern der Goethe-Philologie gern behutsam umfahren wurden.“<sup>1</sup> Überlebt haben die Epigramme in der Vergangenheit höchstens bei älteren Fachgelehrten, wenn bei Tagungsabenden zu fortgeschrittener Stunde Zweideutiges und sehr Eindeutiges herausgekratzt wurde, wobei dann auch einige drastische Stücke aus dem Venedigzyklus zur Sprache kamen. Die Germanistik brauchte offenbar einen gewissen Alkoholspiegel, um sich an das Thema zu wagen.

Symptomatisch für das künftige Schicksal der Epigramme ist eine Bemerkung Caroline Schlegels gleich beim Erscheinen des Zyklus im Jahr 1795. Sie äußerte sich positiv über die Gedichte, machte sich zugleich aber über den Umstand lustig, dass Goethes Distichen ganz an das Ende des Almanachbandes gerückt und von den vorangehenden Texten deutlich abgesetzt waren. „Das hat mich sehr divertiert, dass man die ‚Epigramme‘ abseits getan, eine Schranke gezogen und sie, sozusagen wie junge Ferklein, in ein Köfchen allein gesperrt hat. Es sind muntre Dinger, und ich mag sie gern.“<sup>2</sup> Carolines Bild verrät mehr, als es im ersten Moment den Anschein hat. Denn ihr Eindruck, man habe die Epigramme „abseits getan“, verweist nachdrücklich auf die Ausgrenzung, die gegenüber dem Zyklus vom ersten Moment an vorgenommen wurde.<sup>3</sup> Und auch

<sup>1</sup> Max Nussberger: *Goethes venetianische Epigramme und ihr Erlebnis*, in: *Zeitschrift für Deutsche Philologie* 55 (1930), S. 389.

<sup>2</sup> Karoline Böhmer an Luise Gotter, 10.2.1796; zit. nach *Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen*, hg. von Wilhelm Bode, Bd. 1, Berlin 1921, S. 547.

<sup>3</sup> Es ist allerdings nicht auszuschließen, dass die Platzierung der Epigramme ans Ende des Almanachs auf Goethe selbst zurückgeht. Bei der Planung der Veröffentlichung des

einer der Hauptgründe dafür wird hier schon deutlich angesprochen. Bei aller Sympathie für die „muntren Dinger“ sind es eben doch Ferkel im Koben, von dem hier Caroline in verkleinerter Form als „Köfchen“ spricht. Der Terminus hat im modernen Sprachgebrauch in zusammengesetzter Form überlebt, nämlich als Schweinekoben, keinem sehr schmeichelhaften Vergleich für einen Gedichtzyklus, der in der Folge mit dem Stigma des Unanständigen, eben der Schweinerei im übertragenen Sinne, versehen wurde.

Caroline Schlegels Bemerkung ist noch unter einem anderen Aspekt aufschlussreich. Sie zeigt nämlich, dass Goethes Vorsichtsmaßnahme, die *Venezianischen Epigramme* anonym erscheinen zu lassen, keinen Erfolg hatte. Wohl in Vorausahnung der kommenden Entrüstung, die der Zyklus auslösen würde, hatte er Schiller gebeten, ihn nicht als Autor zu nennen: „meinen Namen wünschte ich aus mehreren Ursachen nicht auf dem Titel.“<sup>4</sup> Schiller respektierte diesen – mit Rücksicht auf die Verkaufszahlen des *Musen Almanachs* keineswegs unerheblichen – Wunsch, wodurch es zu der paradoxen Situation kam, dass im Textteil des selben Bandes Gedichte Goethes unter seinem Namen veröffentlicht wurden, während das Hauptwerk am Ende anonym erschien. Wie man sieht, war das Geheimnis der Autorschaft schnell gelüftet worden.

Wilhelm von Humboldt, der sozusagen den idealen Leser darstellte, um in den Epigrammen eine Wiederaufnahme der antiken Gattung zu erkennen und entsprechend zu goutieren, reagierte Schiller gegenüber recht ungehalten auf die Veröffentlichung: „In den ‚Epigrammen‘ ist alles die Zensur passiert, auch das mit den

‚Rauch des Tobaks, Wanzen, Knoblauch und †‘.

Das letztere ärgert mich beinah. Mich wundert, dass Sie es nicht schon gestrichen. Es ist doch unartig, und poetischer Verlust war nicht dabei.“<sup>5</sup> Wenn schon der Freund und geistige Bundesgenosse von Schiller und Goethe so ungnädig urteilte und es bedauerte, dass die radikalsten Stücke nicht der Zensur zum Opfer gefallen waren, dann lässt sich leicht ermessen, welchen Eindruck die Epigramme bei der großen Leserschaft hervorgerufen haben müssen. Die im Zyklus formulierten radikalen freigeistigen Positionen und sexuellen Freizügigkeiten wurden als skandalös empfunden und entsprechend abgelehnt. Für die Leser hatte es den Anschein, als ob nach den kurz zuvor erschienenen *Römischen Elegien* Goethe ein weiteres Mal mit gewagten, die Grenzen der gesellschaftlich geforderten Dezenz überschreitenden Gedichten für öffentliche Entrüstung sorgen wollte. Humboldts heimlicher Wunsch ging übrigens doch noch in

Zyklus schrieb er an Schiller: „Wegen des Almanachs werde ich Ihnen den Vorschlag tun: ein Büchelchen Epigrammen ein oder anzurücken.“ (26.10.1794)

<sup>4</sup> An Schiller, 17.8.1795.

<sup>5</sup> Humboldt an Schiller, 20.11.1795.

Erfüllung: im kaiserlichen Wien wurde der Vertrieb des Schiller'schen *Musen-Almanachs* wegen der *Venezianischen Epigrammen* von der Zensur verboten.

Welche Ausmaße die Ablehnung annehmen konnte, verrät ein Vorgang, der in Goethes Werk einzigartig dasteht. Im Zuge der Herausgabe der Sophien-Ausgabe wurden die als am anstößigsten empfundenen Stücke, die Goethe selbst von der Veröffentlichung ausgeschlossen hatte, buchstäblich gelöscht. Gottfried Willems spricht in diesem Zusammenhang sehr treffend von der „postumen Kastration“<sup>6</sup> Goethes. In den Manuskripten finden sich sogenannte Rasuren, bei denen der Text von der Oberfläche des Papiers abgeschabt und damit unleserlich wurde<sup>7</sup>; in den schlimmsten Fällen wurden die missliebigen Verse sogar mit der Schere entfernt, so dass in den Manuskriptblättern eine Lücke klappt.<sup>8</sup>

Entsprechend zögerlich war die Veröffentlichung des Nachlasses in der Weimarer Ausgabe, die eher einem Versteckspiel glich. Nachdem der Zyklus selbst 1887 im ersten Band<sup>9</sup> erschienen war, dauerte es fast fünfundzwanzig Jahre, bevor im Band 5.2 die ersten Paralipomena<sup>10</sup> an die Öffentlichkeit kamen. Nach weiteren vier Jahren machten die Herausgeber dann im 53. Band den restlichen Nachlassbestand bekannt, allerdings nicht geschlossen, sondern noch einmal in „Nachträge“<sup>11</sup> und weitere „Paralipomena“<sup>12</sup> unterteilt und an unterschiedlichen Stellen des Bandes, so dass fast dreißig Jahre vergingen, bevor das Publikum sich endlich einen eigenen Eindruck von dem Gesamtbestand an Epigrammen machen konnte: „ihre Publikation in der Weimarer Ausgabe konnte sich nur in der Form eines sich über Jahrzehnte erstreckenden Eingeständnisses in Raten vollziehen; hier waren die Herausgeber mit etwas konfrontiert, bei dem selbst ihrem positivistischen Philologenpathos die Luft ausging.“<sup>13</sup>

Nicht weniger fragwürdig war das Vorgehen des Herausgebers der Hamburger Ausgabe, die eine wichtige Rolle für das Goethebild der Nachkriegszeit spielte. In ihr sind die *Venezianischen Epigramme* nur auszugsweise abgedruckt, was angesichts der Kürze des Zyklus keineswegs aus Platzgründen zu erklären war. Trunz legitimiert seine Entscheidung mit dem Hinweis, der Zyklus sei „nur ganz als Nebenwerk ... entstanden“<sup>14</sup>, und nimmt sich die Freiheit, über die Auswahl der Texte zu entscheiden, als wäre er selbst der Autor: „Goethe wusste, dass man beim Auswählen von dergleichen Erzeugnissen kritisch sein

<sup>6</sup> Gottfried Willems: „Ich finde auch hier leider gleich das, was ich fliehe und suche, nebeneinander“. Das Italien-Bild in Goethes ‚Römischen Elegien‘ und ‚Venezianischen Epigrammen‘ und die Klassik-Doktrin, in: Italienbeziehungen des klassischen Weimar, hg. von Klaus Manger, Tübingen 1997, S. 137.

<sup>7</sup> Faksimileausgabe, H 56, S. 87, 104, 120; H 55, S. 149, 197, 198, 201, 222, 229.

<sup>8</sup> Ebd., H 56, S. 107, 108; H 55, S. 225, 225.

<sup>9</sup> WA Bd. 1 (1887), S. 305-331.

<sup>10</sup> WA Bd. 5.2 (1910), S. 374-381.

<sup>11</sup> WA Bd. 53 (1914), S. 8-18.

<sup>12</sup> Ebd., S. 347-351.

<sup>13</sup> Willems, a.a.O.

<sup>14</sup> HA Bd. 1, S. 563.

muss.<sup>15</sup> Lediglich dreiundvierzig der insgesamt hundertdrei Epigramme sind in die Ausgabe aufgenommen worden, damit fehlt mehr als die Hälfte der Stücke und das Werk ist zur Unkenntlichkeit entstellt. Unnötig zu erwähnen, dass von den als anstößig empfundenen Epigrammen nicht ein einziges aufgenommen wurde. Anhand dieser Ausgabe vermag sich der Leser kein Bild von der wirklichen Gestalt des Zyklus und seiner poetischen Aussage zu machen – was für den Herausgeber einer Werkausgabe kein Kompliment ist.

Ein weiterer, die Rezeption wenig begünstigender Umstand betraf die gewählte literarische Gattung. Das Epigramm ist eine in der nachaufklärerischen deutschen Literatur nicht besonders häufig verwendete lyrische Form. Es gilt als zu kopflastig<sup>16</sup>, erfordert wegen seiner metrischen Form eine erhebliche Kunstfertigkeit und war im 18. Jahrhundert mancher barocken ‚Spitzfündigkeit‘ wegen in Verruf geraten. Außerdem hängt dem Epigramm eine ironisch-spöttische bis subversive Note an, was seine Beliebtheit weder bei den Autoren noch beim Publikum gefördert hat. Dazu trägt nicht zuletzt auch der fragmentarische Charakter der Gattung bei. Ein Epigramm ist per definitionem punktuell, sozusagen eine Momentaufnahme, und eine Sammlung solcher Gedichte kann nie den Charakter organischer Geschlossenheit oder Vollständigkeit erreichen; sie bleibt, dem Charakter der Gattung entsprechend, immer unabgeschlossen und unabschließbar.

Als wahres Unglück für die *Venezianischen Epigramme* erwies sich ihre zeitliche und inhaltliche Nähe zu den *Römischen Elegien*. Mit ihnen mussten sie sich fortan vergleichen lassen und in dieser Gegenüberstellung immer den negativen Part übernehmen, der die Schattenseiten lieferte, um die Elegien in desto helleres Licht zu rücken. Diese instrumentelle Aufmerksamkeit gegenüber den Texten, die als Negativmodell herhalten mussten für die zum Beispiel einer gelungenen dichterischen Aneignung der Antike erklärten Elegien, verhinderte eine wirkliche Kenntnisnahme und eine unvoreingenommene Beschäftigung mit dem Epigrammzyklus. Statt ihn in seiner eigenen Bedeutung anzuerkennen und zu würdigen, wurde er nur in Beziehung auf die Elegien rezipiert. Erst in den letzten Jahren hat die Forschung damit begonnen, die Epigramme als eigenständige Produktion zur Kenntnis zu nehmen und den spezifischen Charakter des Zyklus und seine Stellung im Werk Goethes zu analysieren.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen reagierte die Kritik mit Ratlosigkeit auf die Epigramme, da sie nicht in das herrschende Goethebild zu integrieren waren. Angesichts der hier vertretenen problematischen Positionen bemühte man sich um Schadensbegrenzung, indem man das Werk zu einem bloßen Zufallsprodukt

<sup>15</sup> A.a.O. S. 564

<sup>16</sup> Vgl. das Urteil Gundolfs: „das Epigramm gehört zu den Redekünsten, ebenso wie die Epistel, im Gegensatz zum Lied und zur Elegie, zur Hymne: es steht schon seiner Gattung nach auf der Grenze zwischen eigentlicher Poesie und Rhetorik: d.h. es setzt den *Verstand* als wesentlichen Formfaktor voraus. [...] Herrschaft des Denkens über Gefühl oder Anschauung ist die Voraussetzung zu einem guten Epigramm.“ (Friedrich Gundolf: *Goethe*, Berlin 1916, S. 452/53)

erklärte und als literarischen Niederschlag eines unfreiwilligen Venedig-aufenthalts deutete. In einem solchen biographischen Interpretationsmodell war es dann möglich, die befremdenden und teilweise schockierenden Aussagen der Epigramme als Äußerungen der üblen Laune ihres Verfassers zu erklären, der gezwungen war, in Venedig bei schlechtem Wetter wochenlang auf die Ankunft Anna Amalias und ihres Gefolges zu warten und seiner Missstimmung in galligen Versen Luft machte. Mit einem Wort: die *Venezianischen Epigramme* wurden entschuldigt, statt sich mit ihnen inhaltlich auseinanderzusetzen.<sup>17</sup>

Die Konsequenz dieser biographischen Deutung war gravierend, weil dadurch das epigrammatische Ich automatisch als die Stimme Goethes verstanden wurde. Auf diese Weise geriet die spezifische Sageweise der Gattung aus dem Blick, in der die Sprecherstimme nicht automatisch mit dem Autor identisch ist und die zum Ausdruck gebrachten Ansichten und Urteile keineswegs mit denen ihres Verfassers übereinstimmen müssen. Häufig ist das Sprecher-Ich der Epigramme Teil der literarischen Fiktion, zu der nicht nur der Inhalt des Gesagten, sondern auch die Figur dessen gehört, der es artikuliert. Das biographische Deutungsmodell, als Entschuldigung und Rechtfertigung des Zyklus gedacht, machte die Situation in Wirklichkeit nur noch schlimmer, denn als Selbstaussage Goethes wurden die revolutionären, antikirchlichen und obszönen Epigramme vollends unbegreiflich.

Entsprechend dem biographischen Deutungsmuster wurden die Epigramme als eine Art versifiziertes Tagebuch gelesen. Es ist erstaunlich, mit welcher Hartnäckigkeit diese Auffassung von der germanistischen Forschung vertreten wird. Noch in der jüngsten Gegenwart behauptete Nicholas Boyle, die einzelnen Epigramme ließen sich sozusagen mit Ort- und Zeitangaben versehen.<sup>18</sup> Und selbst wenn dem so wäre, bestünde der argumentative Kurzschluss darin, anzunehmen, dass sich der poetische Gehalt der Verse in ihrer Rückführung auf die bloße Faktizität erschöpfe.

Statt sich zu fragen, was die *Venezianischen Epigramme* eigentlich sind, hat die Literaturwissenschaft in der Vergangenheit viel Mühe darauf verwandt herauszuarbeiten, was sie *nicht* sind. Das Ergebnis ist absehbar, weil die Fragestellung schon das Resultat impliziert. Hier erweist sich mit besonderer Deutlichkeit, wie die Klassik-Legende blind macht für ein Werk Goethes, das diesen Erwartungen nicht entspricht. Die Folge ist, dass es bis heute zu den *Venezianischen Epigrammen* lediglich eine sehr begrenzte Zahl von Aufsätzen bzw. von Abschnitten in Goethe-Biographien gibt. Mehr als zweihundert Jahre nach dem Erscheinen liegt keine einzige selbständige Publikation zum Thema vor, was angesichts der nach laufenden Regalmeter zu bemessenden Sekun-

<sup>17</sup> Vgl. das Urteil Raschs: „Man hat diese Epigramme eher entschuldigt als gewürdigt...“ (Wolfdietrich Rasch: *Die Gauklerin Bettine. Zu Goethes ‚Venetianischen Epigrammen‘*, in: *Aspekte der Goethezeit*, hg. von Stanley A. Corngold, Michael Curschmann, Theodore J. Zielkowski, Göttingen 1977, S. 115)

<sup>18</sup> Nicholas Boyle: *Goethe. Der Dichter in seiner Zeit*, Bd. 1, München 1995, S. 763.

därliteratur zum Werk Goethes ein deutliches Indiz dafür ist, wie konsequent die Epigramme vom Publikum wie von der Germanistik ignoriert worden sind.

Angesichts der ausgebliebenen Rezeption der *Venezianischen Epigramme* liegt natürlich die Vermutung nahe, die Begründung hierfür in der dichterischen Bedeutungslosigkeit des Zyklus zu suchen und die Epigramme einfach für ein missglücktes Werk zu halten, das keine genauere Aufmerksamkeit verdient und das man am besten mit Stillschweigen übergeht. Gegen eine solche Hypothese sprechen eine Reihe von Faktoren, die eine Beschäftigung mit dem Gegenstand als durchaus interessant und lohnend erscheinen lassen.

Zunächst einmal stellt der Versuch, deutsche Epigramme nach dem Muster der griechischen und lateinischen Vorbilder zu schaffen, einen weiteren Baustein von Goethes Antikenrezeption dar und verdient schon als solcher die Aufmerksamkeit der Literaturwissenschaft. Die Tatsache, dass Herder sich ausführlich mit der Gattung beschäftigt hat, dass auch Schiller im Rahmen des Xenienstreits Distichen verfasste und dass die Herzoginmutter Anna Amalia einen regelrechten Wettbewerb auslobte für das beste Epigramm, das als Inschrift auf den Grabstein ihres frühverstorbenen Neffen Leopold von Braunschweig<sup>19</sup> gesetzt werden sollte, zeigt deutlich, wie stark die Gattung in Weimar in der theoretischen Beschäftigung wie der dichterischen Praxis präsent war. Der venezianische Epigrammzyklus ordnet sich also in einen größeren Rezeptionszusammenhang ein und ist nur vor diesem Hintergrund in seiner Entstehung wie seiner Bedeutung angemessen zu verstehen.

Ein weiterer Aspekt betrifft die Genese der einzelnen Epigramme. Goethe hat normalerweise die Entstehung seiner Werke bewusst im Dunkeln gelassen; erste Entwürfe und frühe, anschließend überarbeitete oder ausgeschiedene Fassungen liegen in der Regel nicht vor, weil diese Zeugnisse des dichterischen Produktionsprozesses regelmäßigen Autodafés zum Opfer fielen. Goethe war ein Dichter, der sich nicht gern in die Karten schauen ließ. Die *Venezianischen Epigramme* stellen in diesem Zusammenhang einen absoluten Ausnahmefall dar, denn wir verfügen über zwei aufeinander aufbauende handschriftliche Fassungen, die Vorstufen des späteren Zyklus, sowie zwei unterschiedliche Druckversionen. Anhand der in den Manuskripten vorgenommenen Änderungen, Neuformulierungen und Streichungen lässt sich die Genese der einzelnen Distichen von ihrer ersten Fassung bis zur endgültigen Gestalt Schritt für Schritt mitverfolgen, man schaut Goethe sozusagen bei der Arbeit über die Schulter und kann erkennen, wie sich Akzente verschieben, eine anfängliche Idee ihre Gestalt verändert oder eine gelungenere Formulierung gefunden wird. Während sich dieser Prozess lange Zeit nur bei einem Forschungsaufenthalt in Weimar anhand der im Goethe- und Schiller-Archiv erhaltenen Originalhandschriften nachvollziehen ließ, liegt mittlerweile die von Jochen Golz und Rosalinde Gothe heraus-

<sup>19</sup> Prinz Leopold von Braunschweig-Wolfenbüttel war General in preußischen Diensten und befehligte das Infanterieregiment in Frankfurt a. d. Oder. Bei der Flutkatastrophe von 1785 kam er bei Hilfsmaßnahmen ums Leben und wurde als Held gefeiert.

gegebene Faksimile-Ausgabe der Manuskripte nebst Transkription und Kommentar vor. Ein eigenes Kapitel stellen dabei die von der Gattung geforderten metrischen Aspekte dar, die Probleme also, in der deutschen Sprache Hexameter und Pentameter korrekt nachzubilden. Goethe selbst war in diesen Fragen nicht immer sattelfest, weshalb er für die Aufnahme des Zyklus in die *Neuen Schriften* August Wilhelm Schlegel um eine kritische Durchsicht, Korrektur und mögliche Verbesserungsvorschläge bat.

Parallel zur Entstehung der einzelnen Epigramme lässt sich an den erhaltenen Handschriften auch die schrittweise Entstehung des Zyklus insgesamt mitverfolgen, d. h. die unterschiedlichen Ansätze, die einzelnen Stücke in einen größeren Zusammenhang zu bringen, thematische Gruppierungen zu bilden und eine zunächst disparate Vielfalt von Einzelepigrammen zu einem Ganzen zu formen. Während auf der Mikroebene dabei Gesichtspunkte wie Entsprechung und Gegensatz, Variationen eines Themas, Anspielungen und Wiederaufnahme eine Rolle spielen, zeigt sich auf der Makroebene, dass Goethe zeitweise sogar eine Teilung des *libellum* in zwei Bücher erwogen hat. Auch dieser Aspekt der Zyklusbildung ist in Goethes Werk nicht leicht in dieser Deutlichkeit nachzuvollziehen und ermöglicht interessante Einblicke in die Arbeitsweise seines Autors.

Neben dem endgültigen Zyklus in seiner seit 1800 definitiven Gestalt<sup>20</sup> verfügen wir über ein umfangreiches Korpus von unveröffentlichten Stücken nebst einer Reihe von nicht ausgearbeiteten Fragmenten und Bruchstücken, die Goethe ausdrücklich von einer Veröffentlichung ausgeschlossen hatte. Bei einer genaueren Analyse der im Nachlass erhaltenen Epigramme kommt man zu der überraschenden Erkenntnis, dass nicht nur die besonders drastischen sexuellen und politischen Stücke sekretiert wurden, sondern dass die *Venezianischen Epigramme* ursprünglich eine umfassende Abrechnung mit Lavater enthielten, von der sich in der letzten Fassung fast keine Spur mehr erhalten hat, ebenso wenig wie von der deutlichen Reimarus-Adaption im Rahmen der religionskritischen Stücke. Im Übrigen ist es immer aufschlussreich zu sehen, was ein Dichter zwar bis zur Druckreife bringt, dann aber trotzdem nicht veröffentlicht.

Der venezianische Epigrammzyklus reflektiert in einem für Goethe ungewöhnlichen Maße die Dichtung selbst. Zwanzig der insgesamt rund hundert Stücke, damit jedes fünfte, beschäftigt sich mit dem Prozess dichterischer Kreation und seiner Voraussetzungen, ebenso wie mit dem Epigramm als seinem Ergebnis. Es gibt in dem Zyklus einen eigenen poetologischen Subtext, in dem das Epigramm über sich selbst spricht und die Gattung sich selbst reflektiert. Daran zeigt sich, in welchem Maße Goethe sich der inhaltlichen wie historischen Implikationen des hier gewählten Formtypus Epigramm bewusst war. Trotz der auffallenden Leichtigkeit, mit der ihm nach eigenen Worten die Distichen in die Feder flossen, verbietet sich damit jeder Versuch, hier eine unverstellte Selbstausgabe des Autors herauslesen zu wollen.

<sup>20</sup> Bei der Aufnahme in die *Werke* von 1806 wurde lediglich das Motto hinzugefügt.

Außerdem finden sich thematische Blöcke zu Gegenständen, die in Goethes Werk nicht besonders häufig auftreten, noch dazu in der Deutlichkeit, mit der hier die Französische Revolution, Kirche und Religion, Sexualität, die Rolle des Dichters in der Gesellschaft und schließlich die Erfahrung einer großen Stadt epigrammatisch gestaltet werden. Mit der gebotenen Rücksicht auf den Gattungszwang dieser poetischen Form artikulieren sich im venezianischen Epigrammzyklus Positionen Goethes, die mit dem gängigen Bild des Olympiers schwer in Einklang zu bringen sind und im Sinne einer Relativierung herrschender Vorurteile eine genauere Betrachtung verdienen.

Die Stadterfahrung, ein im damaligen literarischen Horizont Deutschlands unbekanntes und neuartiges Thema, ist nicht nur über die inhaltliche Schilderung urbaner Eindrücke und Szenen vermittelt, sondern schlägt sich auch in der spezifischen Form dieses dichterischen Verarbeitungsprozesses nieder. Entscheidend dafür ist die vom Sprecher-Ich übernommene Rolle eines Reisenden, der als Spaziergänger die damalige Großstadt Venedig durchstreift. Epigramme erwiesen sich wegen ihrer Kürze und pointenhafter Zuspitzung in besonderem Maße geeignet, dieses neue Erlebnis in adäquater künstlerischer Form zum Ausdruck zu bringen. Hierin zeigt sich das paradoxe Verhältnis, in dem Goethe zur dichterischen Tradition steht: durch den historischen Rückgriff auf die klassische Epigrammatik findet er eine poetische Ausdrucksform, die ihrem historisch neuen, in die Zukunft weisenden Gegenstand, den die deutsche Literatur erst Jahrzehnte später thematisiert, in besonderem Maße gerecht wird.

Abschließend eine grundsätzliche Bemerkung; und eine Empfehlung. Bei der Betrachtung der einzelnen Epigramme wie des Zyklus insgesamt muss man sich immer des Umstands bewusst bleiben, dass Goethes Distichen nicht einem einzigen, durchgängigen Muster folgen. Die Gattung verfügt über ein beträchtliches Spektrum von dichterischen Sageweisen, die durch die jeweils unterschiedlichen Auslöser in Gang gesetzt werden. Dies kann in der Übernahme klassischer Muster bestehen, konkret: in der Abfassung von Epigrammen in Martialschem Duktus, die im Einzelfall sogar den Charakter von literarischen Fingerübungen annehmen.

Auf der anderen Seite verarbeitet der Autor konkrete Erfahrungen aus seinem unmittelbaren zeitlichen und räumlichen Umfeld; stellvertretend hierfür können die Thematisierung der Französischen Revolution stehen oder die Distichen, in denen venezianische Straßenszenen ihren direkten Niederschlag gefunden haben. Schließlich gibt es eine Reihe von Epigrammen, die eindeutig auf den biographischen Lebenshintergrund Goethes Bezug nehmen und die kurz zuvor eingegangene Lebensgemeinschaft mit Christiane Vulpius und die Geburt des Sohnes August zum Thema haben.

Diesen Facettenreichtum epigrammatischer Auslöser muss man präsent halten, um nicht dem gängigen biographischen Deutungsmuster zu verfallen, das so folgenschwer für die Rezeption des Zyklus geworden ist. Andererseits darf der pauschale Hinweis auf Gattungsgesetzlichkeiten nicht die Möglichkeit verstellen, dort, wo eindeutig die bei der Abfassung unmittelbar erlebten großstädtisch-urbanen ebenso wie privateste Erfahrungen dichterische Gestalt

annehmen, diese aus ihrem lebensgeschichtlichen Zusammenhang zu begreifen. Vielmehr ist von Fall zu Fall eine Abwägung erforderlich, wie dichterischer Ausdruck und die auslösende Lese- oder Lebenserfahrung miteinander vermittelt sind, um die *Venezianischen Epigramme* in ihrer Bedingtheit zu begreifen und zugleich zu ermessen, wie weit sie darüber hinausgehen und poetisches Neuland sichtbar werden lassen.

Zum Schluss die Empfehlung: Epigramme stammen ursprünglich aus dem Bereich der Rhetorik und haben diesen Charakter auch als poetische Gattung bewahrt. Ein Epigramm sollte daher nicht nur stumm gelesen werden, sondern es will gesprochen sein und gehört werden. Nur so erkennt man die rhythmische Struktur des Distichons, das mit der Pentameterzäsur einen effektvollen Zwischenhalt einlegt, um dann im Schluss seine metrische wie inhaltliche Auflösung zu finden. Dafür sind oft Wortakzente entscheidend, die sich aus dem Schriftbild nicht ergeben. Deshalb muss man sich die einzelnen Distichen laut vorsprechen, um sie in all ihren gedanklichen und metrischen Dimensionen zu erfassen.



# 1 Vorgeschichte einer ‚unfreiwilligen‘ Venedigreise

Goethes Reise nach Venedig im Frühjahr 1790 hat eine eigene, wenig bekannte Vorgeschichte, die bis in das Jahr 1787 zurückreicht.

Die Herzogin plante damals, vielleicht durch Goethes Beispiel angeregt, ebenfalls eine Italienreise, die sie ursprünglich im Oktober 1787 hatte antreten wollen. Goethe, der sich zu diesem Zeitpunkt bereits seit einem Jahr in Italien aufhielt, riet ihr dringend davon ab: „sie treffe da gerade auf die Umkehr des Wetters, sie möge bis zum nächsten Jahr warten.“<sup>1</sup> Doch der Hinweis auf den Wetterumschwung war wohl eher ein vorgeschobenes Argument. Goethes Bedenken gegenüber dem Plan Anna Amalias gehen aus einem ausführlichen Schreiben an den Herzog hervor, das er ihm am 17. November 1787 aus Rom schickte: „Und nun ein Wort von Ihrer Frau Mutter Reise, die mir schwer auf dem Herzen liegt. Sie wollte noch dieses Jahr hierher, und es war ein sehr kühnes, ja ein verwegenes Unternehmen, mit denen mir bezeichneten Personen, mit einer ganz bonhomischen, ununterrichteten, so gut als mit dem Lande unbekanntem Karawane einen Zug durch diese Gegenden anzutreten.“<sup>2</sup> Angesichts der mangelnden Vorbereitung und fehlender Kenntnisse des Landes hatte Goethe von dem übereilten Vorhaben abgeraten: „Ich habe ihr pflichtmäßig und geheimderätlich die Gründe vorgelegt, warum die Reise noch ein Jahr aufzuschieben sei.“<sup>3</sup>

Das entscheidende Problem lag dabei in dem Umstand, dass Anna Amalia nicht wie Goethe als Privatperson reisen konnte, sondern als Frau von Stand und Herzogin von Sachsen-Weimar auf entsprechende Begleitung angewiesen war. Das bedeutete, dass sie sich beständig mit einem ganzen Gefolge von Begleitern und Dienern bewegte. Unter solchen Umständen musste die Reise sorgfältig vorbereitet werden. Mit den praktischen Problemen sollte nach Goethes Vorschlag Filippo Collina, der Sohn seiner römischen Wirtsleute, betraut werden, der zu diesem Zweck bereits im November nach Weimar reiste. Seine Aufgabe war es, „das Mechanische der Reise zu besorgen, alle Händel mit den Postmeistern, Wirten pp abzutun..., das ist schon sehr viel, weil die Seccatur und

<sup>1</sup> Bernhard Seuffert: *Der Herzogin Anna Amalia Reise nach Italien. In Briefen ihrer Begleiter*, in: *Preußische Jahrbücher* 65 (1890), S. 537; vgl. Briefetabelle 1787: „d. 11. Aug. [...] an die Herzogin Mutter. NB. Über ihre Reise.“ (WA IV, Bd. 8, S. 420)

<sup>2</sup> An Carl August, 17.11.1787.

<sup>3</sup> Ebd.

Prellerei in Italien unendlich ist; man muss notwendig einen Italiener an die Italiener hetzen, um mit ihnen fertig zu werden.“<sup>4</sup>

Neben weiteren praktischen Aspekten, etwa dem Zeitplan der Reise und der Notwendigkeit eines ärztlichen Begleiters, unterstrich Goethe besonders das Problem der richtigen Nutzung eines solchen Vorhabens im Sinne einer Bildungsreise: „Nun ist es aber leider noch um das Moralische und Politische, um Kunst und Naturgenuss zu tun, wo ich wohl raten kann und kann sagen: da und da liegt, weil es aber auf die Leitung eines jeden einzelnen Tages ankommt und auf ein Zusammenhalten der ganzen Zeit und Absicht; so ist da vieles dem Glück und Zufall überlassen, was bedacht und geführt werden sollte.“<sup>5</sup>

Der Passus ist so ausführlich zitiert worden, weil er ein zentrales Problem der geplanten Reise benannte: es fehlte an einem geeigneten Reiseleiter, der über ausreichende Bildung und Kenntnis des Landes verfügte, um die Herzogin durch Italien zu führen. Unter den gegebenen Umständen lag es natürlich nahe, Goethe, der sich bereits in Italien aufhielt und dort bestens auskannte, mit dieser Aufgabe zu betrauen. Vielleicht kam der entsprechende Vorschlag von Anna Amalia, vielleicht ging er auf den Herzog zurück, möglicherweise hatte Goethe durch seinen Brief sogar selber den Anstoß zu solchen Überlegungen gegeben – genug, der Herzog forderte Goethe im Januar 1788 auf, seine Rückkehr nach Weimar noch hinauszuschieben, um die Ankunft der Herzogin in Italien abzuwarten und ihr als Reisebegleiter zu dienen.

Goethe war von dieser Aussicht alles andere als begeistert. Die Position des gebildeten, für die kulturelle Seite des Unternehmens zuständigen Reisebegleiters war in gewissem Sinne mit der eines Hofmeisters vergleichbar. Man braucht nur an Lessings Erfahrungen als Begleiter eines braunschweigischen Prinzen oder an Herders Italienreise im Gefolge des Herrn von Dalberg zu erinnern, um eine Vorstellung davon zu bekommen, in welche Abhängigkeit man auf einem solchen Posten geraten und wie demütigend es sein konnte, Teil des Gefolges zu sein und jederzeit zur Verfügung stehen zu müssen.

Abgesehen davon, dass Goethes Stellung in Weimar kaum mit der Position eines Reisemarschalls vereinbar war, erschien ein solches Ansinnen auch deshalb als Zumutung, weil Goethe sich gerade zu dieser Zeit darum bemühte, sein Verhältnis zum Herzog und zum Weimarer Hof neu zu bestimmen, und zwar in genau entgegengesetztem Sinne weitgehender Unabhängigkeit und Autonomie.

Außerdem hätte die Begleitung der Herzogin Goethes Pläne völlig durcheinandergebracht. Er hatte nach der Rückkehr aus Süditalien den Herzog darum gebeten, seinen Urlaub noch bis Ostern 1788 zu verlängern, um in seinen Kunst- und Zeichenstudien zu einem befriedigenden Resultat zu gelangen.<sup>6</sup>

<sup>4</sup> Ebd.; nahezu gleichlautend an Einsiedel, 10.11.1787, und an Ludecus, 17.11.1787.

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> An Carl August, den 11.8.1787: „nun glaube ich nicht zu fehlen, wenn ich Sie ersuche: mich noch biß Ostern in Italien zu lassen...“

Anschließend wollte er nach Weimar zurückkehren, um die Arbeit am *Wilhelm Meister* aufzunehmen.

Ein zweiter Faktor kam hinzu: Goethe, der unter falschem Namen nach Italien gereist war, um sämtlichen gesellschaftlichen und Standes-Anforderungen aus dem Wege zu gehen, hätte als Begleiter der Herzogin sein Inkognito aufgeben müssen und wäre gezwungen gewesen, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen.

Der Brief des Herzogs brachte Goethe in eine schwierige Situation. Einerseits hatte er kein Interesse daran, die Herzogin auf ihrer Italienreise zu begleiten, andererseits war er dem Herzog, der ihm großzügig einen zweijährigen Urlaub unter Fortzahlung seiner Bezüge gewährt hatte, natürlich verpflichtet, so dass eine offene Weigerung undenkbar war. Unter diesen Umständen half nur diplomatisches Vorgehen: „Sie wünschen“, so rekapituliert Goethe in seinem Brief vom 25. Januar 1788 die Aufforderung des Herzogs, „dass ich Ihre Frau Mutter in Italien erwarten möge“, und fährt dann fort: „ich will mich darüber aufrichtig erklären.“<sup>7</sup> Doch entgegen der versprochenen Aufrichtigkeit ist Goethes Antwortschreiben eine rhetorische Meisterleistung, vordergründig „ja“ zu sagen, in Wirklichkeit aber „nein“ zu meinen.

Eigentlich – so führt er aus – habe er sich ja völlig darauf eingerichtet, nach dem Osterfest Rom zu verlassen und die Heimreise anzutreten. Was die Italienreise der Herzogin betreffe, so habe er sich bereits ausgiebig Gedanken darüber gemacht, „wie ich ihr als ein getreuer Vorläufer den Weg bereiten könnte“<sup>8</sup> Dabei liege die größte Schwierigkeit darin, die Herzogin in Rom, Florenz und Neapel angemessen in die Gesellschaft einzuführen; mehr als allgemeine Ratschläge könne er dazu aber nicht erteilen: „Wenn es nun aber Ihre Gesinnung ist, dass ich in Italien bleiben soll; so wird es meine Schuldigkeit für alles und auch für diesen Punkt zu sorgen.“<sup>9</sup>

Anstatt nun aber näher darauf einzugehen, schaltet Goethe an dieser Stelle einen Abriss seines bisherigen Lebens in Italien ein und zwar mit der etwas fadenscheinigen Erklärung, es biete sich an dieser Stelle an, „dass ich zu meiner bisherigen *ratione vitae* übergehe.“<sup>10</sup> Mehrere Seiten lang schildert er dann in aller Ausführlichkeit, wie er die Zeit für seine persönliche Entwicklung und die Erweiterung seines Horizonts, seine praktischen Kunstübungen und die Arbeit an seinen literarischen Werken genutzt habe. Diese Ausführungen haben zweifellos die Funktion, dem Herzog Rechenschaft zu geben über die Zeit in Italien und den Nutzen, den Goethe aus diesem großzügig gewährten Urlaub gezogen hatte. Unterschwellig machen sie aber auch deutlich, wie unangemessen angesichts einer so reichen künstlerisch-literarischen Tätigkeit die Forderung des Herzogs

<sup>7</sup> An Carl August, 25.1.1788.

<sup>8</sup> Ebd.

<sup>9</sup> Ebd.

<sup>10</sup> Ebd.

erscheinen musste, in den persönlichen Dienst Anna Amalias zu treten und sie durch Italien zu begleiten.

Ohne die Aufforderung des Herzogs direkt abzulehnen lässt Goethes Einwilligung jedoch keinen Zweifel daran, dass der Auftrag eine radikale Veränderung seiner bisherigen Lebensführung erzwingen würde: „Bestimmt mich nun aber Ihr Wille, hier zu bleiben, Ihrer Frau Mutter zu dienen; so werde ich von Ostern an ein neues Leben beginnen, um mich zu dem Posten eines Reisemarschalls zu qualifizieren.“<sup>11</sup> Das klingt schon beinahe ironisch, und zwar umso mehr, als Goethe das ‚neue Leben‘ in den offiziellen Kreisen Roms mit seinen gesellschaftlichen Formalitäten und Konventionen zuvor konsequent gemieden hatte, um sich ganz auf seine Studien konzentrieren zu können.<sup>12</sup> Ausdrücklich hebt er diese Tatsache noch einmal hervor und betont, er habe sich bisher nicht in die Welt ziehen lassen, „weil die Welt nicht gibt, sondern nimmt“<sup>13</sup>. Deshalb werde er sich an den gesellschaftlichen Verkehr erst wieder gewöhnen müssen und dieses neue Leben „auch als Studium und Übung traktieren“<sup>14</sup> – eine höfliche Umschreibung für den Versuch, einer Sache, die man gezwungenermaßen tut, wenigstens mittelbar noch einen Sinn abzugewinnen. Doch wenn der Herzog bei seinem Wunsch bleibe, stehe er natürlich zur Verfügung; in diesem Fall, so Goethe, „sehe ich mich als einen Diener der Herzogin an und subordiniere meine übrige Existenz dieser Pflicht.“<sup>15</sup>

Während Goethes Argumentationsstrategie also einerseits darauf abzielte, dem Herzog zu verstehen zu geben, wie sehr dessen Forderung, die Herzogin durch Italien zu führen, seinem bisherigen Leben und seinen Plänen zuwiderliefe, bediente er sich auf der formalen Ebene rhetorischer Mittel, die Aufforderung des Herzogs als einen bloßen Vorschlag darzustellen, der erst noch einer ausdrücklichen Bestätigung bedürfe.

Während die erste Formulierung – „Sie wünschen, dass ich Ihre Frau Mutter in Italien erwarten möge ...“ – keinerlei Zweifel daran zulässt, dass dies tatsächlich der ausdrückliche Wunsch des Herzogs war, erscheint dieser Umstand in den anschließenden Wiederholungen plötzlich fraglich. Nur durch die Einfügung des Wörtchens „wenn“ wird aus der klaren Aussage ein Bedingungssatz – „Wenn es nun aber Ihre Gesinnung ist, dass ich in Italien bleiben soll...“ –, wodurch der Inhalt in den Status der Möglichkeit entrückt wird. Dadurch entsteht der Eindruck, als habe sich der Herzog zunächst nur unbestimmt geäußert und eine endgültige Entscheidung stehe noch aus. Mit auffälliger Insistenz wiederholt sich diese rhetorische Figur noch zweimal im gleichen Brief, allerdings ohne das ausdrückliche „wenn“ am Anfang: „Bestimmt mich nun aber

<sup>11</sup> Ebd.

<sup>12</sup> Noch im September hatte er dem Herzog aus Frascati mitgeteilt: „Noch halte ich mich immer in der Stille...“ (28.9.1787).

<sup>13</sup> An Carl August, 25.1.1788.

<sup>14</sup> Ebd.

<sup>15</sup> Ebd.

Ihr Wille, hier zu bleiben, Ihrer Frau Mutter zu dienen...“ – „Bestätigen Sie mir Ihren Willen, dass ich Ostern hier bleiben soll...“<sup>16</sup>

Um die Entscheidung Karl Augusts rückgängig zu machen, musste Goethe der Aufforderung, die Herzogin in Italien zu erwarten, zunächst ihre Eindeutigkeit nehmen. War sie zum bloßen Vorschlag entschärft, der erst noch ausdrücklicher Bestätigung bedurfte, konnte das Projekt neuerlich erwogen und verworfen werden, ohne dass der Herzog gezwungen gewesen wäre, eine einmal getroffene Entscheidung zurückzunehmen. Goethe musste alles daran gelegen sein, Karl August goldene Brücken zu bauen und ihm jeden Gesichtsverlust zu ersparen, weshalb er die ganze Angelegenheit zu einer reinen Privatsache herunterspielte. Unter diesen Umständen war es ein ausgesprochener Glücksfall, dass der Herzog sich in Angelegenheiten des Fürstenbundes schon seit geraumer Zeit in Mainz aufhielt. Wäre die Entscheidung in Weimar gefallen und am Hofe bekannt geworden, hätte sie einen offizielleren Charakter bekommen und sich ungleich schwerer wieder rückgängig machen lassen. So war es nur folgerichtig, wenn Goethe in dieser Situation auch seinerseits alles tat, um zu verhindern, dass der Plan des Herzogs in Weimar bekannt wurde: „Noch will ich niemand entschieden schreiben, dass ich hier bleibe, auch von Ihnen noch von Weimar aus nähere Bestimmung erwarten. Ich schrieb auch Ihrer Mutter nichts...“<sup>17</sup>

Zeit gewinnen – das war in dieser Situation das Wichtigste. Entsprechend drängte Goethe darauf, die endgültige Entscheidung so lange hinauszuzögern, bis der Herzog nach Weimar zurückgekehrt war. Dabei kam offenbar auch die Hoffnung ins Spiel, nach der anderthalbjährigen Abwesenheit könne sich seine Anwesenheit in Weimar als so dringend nötig erweisen, dass er sofort zurückgerufen werde. Goethe selber signalisierte jedenfalls nachdrücklich seine Bereitschaft zurückzukehren: „Ich wiederhole nochmals: dass wenn Sie bei Ihrer Zurückkunft mich nötig finden sollten, ich auf jeden Wink zu kommen bereit bin. Gar manches macht mir den Rückweg nach Hause reizend.“<sup>18</sup> Im gleichen Tenor schrieb er auch wenig später an Voigt in Weimar: „Indessen habe ich mich ganz angeschiedt, nach Ostern Rom zu verlassen, [...] mein Herz neigt sich zu meinen Freunden und aus diesem Paradiese wieder in die tätige Welt.“<sup>19</sup>

Doch so einfach war das Problem offenbar nicht zu lösen, denn am 16. Februar war Goethe neuerlich gezwungen, sich in dieser Angelegenheit an den Herzog zu wenden. Der ging nämlich allen Überredungskünsten zum Trotz offensichtlich auch weiterhin davon aus, dass Goethe seine Mutter in Italien erwarten werde. So wiederholte dieser noch einmal seine Forderung, der Herzog möge erst von Weimar aus eine endgültige Entscheidung treffen, wobei er den tatsächlichen Sachverhalt auf den Kopf stellte und den Anschein erweckte, als sei es sein eigener Wunsch, länger in Italien zu bleiben, während der Herzog erst

<sup>16</sup> Ebd.

<sup>17</sup> Ebd.

<sup>18</sup> Ebd.

<sup>19</sup> An Voigt, 2.2.1788.

nach seiner Rückkehr nach Weimar endgültig darüber befinden könne. Die gewundene Form der Antwort verrät, dass Goethe sich durchaus bewusst war, mit seiner hartnäckigen Weigerung, die Aufforderung des Herzogs als verbindlich zu begreifen, an die Grenze des Zumutbaren zu gehen: „Ich weiß nicht, soll ich mirs zur Tugend oder zum Fehler rechnen, dass ich, ohngeachtet Sie so bestimmt als gütig meinen längern Aufenthalt in Italien voraussetzen, noch von Weimar aus die Bestätigung Ihres Willens erwarte, eh ich mich recht breit hier nieder zu setzen wage.“<sup>20</sup>

Noch einen ganzen Monat lebte Goethe in der Unsicherheit, ob er wie geplant nach Hause zurückkehren konnte oder ob er die Herzogin durch Italien zu begleiten hatte, bevor ihn endlich die Aufforderung erreichte, nach Weimar zu kommen. Sein Brief vom 17. März verrät die Freude, dass endlich die Entscheidung in seinem Sinne gefallen war: „Ihren freundlichen, herzlichen Brief beantworte ich sogleich mit einem fröhlichen: ich komme!“<sup>21</sup> Darin schwang sicherlich auch die Erleichterung mit, dass er die unliebsame Aufgabe des Reisebegleiters nicht zu übernehmen brauchte. Nun, da diese Gefahr nicht mehr bestand, nahm er auch kein Blatt mehr vor den Mund, sondern brachte ohne „alle sogenannte Delikatessen“<sup>22</sup> recht unverblümt zum Ausdruck, was er bis dahin immer diplomatisch zurückgehalten hatte, nämlich wie er die ihm zugedachte Rolle des Reisemarschalls in Wirklichkeit beurteilte: „Ihrer Frau Mutter hätte ich, wenn Sie es nötig und schicklich gehalten hätten, gerne meine Dienste in Italien gewidmet, ob ich gleich wohl einsehe, dass ich dabei mehr würde eingeübt haben, als sie durch meine Gegenwart gewinnen konnte.“<sup>23</sup>

Trotz aller Erleichterung, dass er von diesem unangenehmen Auftrag entbunden worden war, ist davon auszugehen, dass Goethe doch ein schlechtes Gewissen hatte oder mindestens gewisse Schuldgefühle blieben. Erst unter dieser Voraussetzung wird ganz verständlich, warum er im Frühjahr 1790 – im Glauben, die Ankunft der Herzogin stehe unmittelbar bevor – das Angebot machte, ihr entgegen zu reisen, und dann gezwungen war, tatsächlich Wort zu halten.<sup>24</sup>

Goethes latent schlechtes Gewissen bestimmte sein Verhalten zu Anna Amalia auch nach deren Abreise im August 1788. Das zeigen deutlich die ersten zwei Briefe, die er ihr nach Italien schrieb. In beiden Fällen schickte er sie so ab, dass

<sup>20</sup> An Carl August, 16.2.1788.

<sup>21</sup> An Carl August, 17.3.1788.

<sup>22</sup> Ebd.

<sup>23</sup> Ebd.

<sup>24</sup> Es kann also keine Rede davon sein, dass Goethe, wie Walter Dietze behauptet, die Reise nach Venedig im Auftrag des Weimarer Hofes und gegen den eigenen Willen unternommen habe: „Diesmal führt ihn ein fürstlicher Auftrag nach Süden. Er soll die Herzoginmutter Anna Amalia, die gerade im Begriffe ist, einen ausgedehnten Italienaufenthalt zu beenden, auf halbem Wege abholen und dann bis nach Hause begleiten.“ (Walter Dietze: *Libellus Epigrammatum*, in: *Ansichten der deutschen Klassik*, hg. von Helmut Brandt, Manfred Beyer, Berlin, Weimar 1981, S. 182.)

sie noch vor der Herzogin in Mailand bzw. Rom eintrafen und sie dort erwarteten – womit Goethe symbolisch eben das tat, was er in der Wirklichkeit abgelehnt hatte. Er trieb die Fiktion so weit, der Herzogin bei ihrer Ankunft gleichsam entgegenzutreten, sie in Mailand „zu begrüßen“<sup>25</sup> und sie in Rom sogar feierlich zu empfangen: „Seien Sie mir, meine beste und gnädigste Fürstin, in dem großen Rom aufs beste willkommen.“<sup>26</sup> In diesem Sinne ist wohl auch eine andere Initiative Goethes zu verstehen, die in die gleiche Richtung ging: „er suchte auch Anna Amalias Vergnügen an ihrer Tour dadurch zu steigern, dass er bei Verschaffelt und Kniep Bilder für sie zur Begrüßung in Rom bzw. Neapel bestellte...“<sup>27</sup>, und auch dadurch aus der Ferne seine Präsenz unter Beweis stellte.

Gleichzeitig versicherte er der Herzogin, dass seine Abwesenheit für sie keinerlei Verlust bedeute, da sie auch ohne ihn die Reise ganz in seinem Sinne durchführe. Als wäre es nicht sein eigener Wille gewesen, nach Weimar zurückzukehren, stilisierte er sich in die Rolle dessen, der gezwungenermaßen Italien habe verlassen müssen: „Warum bin ich doch zurückverschlagen! Um meinetwillen mehr als um Ew. Durchl. willen wünsche ich es, [auch in Italien zu sein, ist hier sinngemäß zu ergänzen] denn aus allem sehe ich, dass Sie alles genießen eben auf die Art, wie ich es Ihnen zu verschaffen wünschte.“<sup>28</sup>

Solche Äußerungen stehen ersichtlich in dem größeren Kontext der Rechtfertigungsstrategie, mit der Goethe seine Weigerung zu legitimieren versuchte, die Rolle des Reisebegleiters zu übernehmen. Auch nach seiner Rückkehr nach Weimar hatte es offenbar noch Versuche gegeben, ihn zum Mitzukommen zu bewegen, wie aus dem berühmten Brief an Frau von Stein hervorgeht, der die Trennung zwischen ihr und Goethe endgültig besiegelte: „Ich sah Herdern, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotnen Platz im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war, und musste mir in demselben Augenblick hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können...“<sup>29</sup>

In diesen Zusammenhang nun gehört auch das Angebot, der Herzogin auf der Rückreise von Italien ein Stück weit entgegenzufahren und mit ihr gemeinsam das letzte Stück der Heimreise zu unternehmen, das dann der Auslöser für Goethes zweiten Venedigaufenthalt bildete. In Wirklichkeit hatte es sich zunächst gar nicht um ein ausdrückliches Angebot Goethes gehandelt, sondern lediglich um eine Bemerkung, die er zu Beginn des Jahres 1790 von Einsiedel, dem offiziellen Reisemarschall der Herzogin, geschrieben hatte. Der Brief ist nicht erhalten, wir kennen seinen Inhalt nur, soweit Goethe ihn dem Herzog gegenüber selber referiert. „Ich schrieb ihm neulich: dass ich der Herzogin, wenn sie nicht so eilig aus Italien zurückgekommen wäre, wohl hätte ein Stückchen

<sup>25</sup> An Anna Amalia, 1.9.1788.

<sup>26</sup> An Anna Amalia, 19.9.1788.

<sup>27</sup> Nicholas Boyle: *Goethe. Der Dichter in seiner Zeit*, Bd. 1, Frankfurt/Main 2004, S. 656.

<sup>28</sup> An Anna Amalia, 31.10.1788.

<sup>29</sup> An Charlotte von Stein, 1.6.1789.

entgegen gehen mögen.<sup>30</sup> Die sprachliche Form lässt die Vermutung zu, dass es Goethe nicht sehr ernst mit seinem Vorschlag war, da er von Anfang an davon ausging, dass das Vorhaben nicht zu realisieren war. Es dürfte sich vielmehr auch hier um eine jener Äußerungen handeln, die sich den latenten Schuldgefühlen verdanken, die Goethe im Zusammenhang mit der Italienreise Anna Amalias beherrschten.

Eine Verkettung von Zufällen führte jedoch dazu, dass er mit seinem Angebot beim Wort genommen wurde. Zum einen hatte von Einsiedel der Herzogin von Goethes Vorschlag erzählt. Dieser hatte die Idee sofort gefallen, wie von Einsiedel berichtete, und sie ging davon aus, das letzte Stück der Reise in Goethes Gesellschaft zu unternehmen. Hinzu kam, dass sich der ursprüngliche Zeitplan erheblich verschoben hatte, da die Herzogin länger als vorgesehen in Neapel geblieben war und sich dort sogar noch bis Anfang März aufhielt, während Goethe davon ausgegangen war, dass sie bereits die Heimreise angetreten hatte.

Dadurch kam er unverhofft in die Zwangslage, seinen Vorschlag tatsächlich ausführen zu müssen, denn nach den vorausgegangenen Ereignissen wäre eine neuerliche Ablehnung undenkbar gewesen, umso mehr, als diesmal die Initiative von ihm selber ausgegangen war. So informierte er am 28. Februar den Herzog von der Angelegenheit und teilte ihm mit, Anna Amalia nehme ihn in dieser Sache „beim Worte und Einsiedel schreibt mir, wenn ich es nicht ausführte, täuschte ich die Herzogin in einer sehr angenehmen Erwartung, er sei selbst dabei interessiert und dringt in mich, dass ich meinen Vorsatz nicht soll fahren lassen.

Wenn Sie also nichts dagegen hätten, so machte ich mich gleich auf und ging nach Augsburg, wo ich Briefe von Einsiedel finden werde, um zu sehen, ob ich ihnen noch weiter entgegen zu gehen Zeit hätte.“<sup>31</sup> Wie der Schlusspassus verrät, ging Goethe zu diesem Zeitpunkt offensichtlich noch davon aus, dass es bei dem ursprünglichen Zeitplan blieb und die Herzogin sich bereits auf der Rückreise befand, so dass ihn sein unbedachter Vorschlag zu einem Ausflug nach Süddeutschland und eventuell noch zu einem Abstecher über die Alpen verpflichtete. Insgesamt rechnete er mit einer sechswöchigen Abwesenheit von Weimar.<sup>32</sup>

Doch diesmal fand er an der Idee Gefallen, wozu ersichtlich das schöne Wetter im Frühjahr 1790 beitrug: „Das gelinde Wetter lädt zu einer solchen Reise ein. [...] Ohne Kosten macht mirs einen großen Spaß, denn ich muss wieder einmal etwas Fremdes sehen“,<sup>33</sup> heißt es in dem Brief an den Herzog, und am darauffolgenden Tag: „es macht mir diese Exkursion viel Freude“<sup>34</sup>

<sup>30</sup> An Carl August, 28.2.1790.

<sup>31</sup> Ebd.

<sup>32</sup> Ebd.

<sup>33</sup> Ebd.

<sup>34</sup> An Carl August, 1.3.1790.

Vor der endgültigen Abreise wurde Goethe jedoch noch fast zwei Wochen durch schwierige Amtsgeschäfte in Jena festgehalten, wo es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen dem in der Stadt stationierten Militär und den Studenten gekommen war, die beigelegt werden mussten. Als er endlich losfahren konnte, hatte sein Enthusiasmus schon merklich nachgelassen, da ihm die Trennung von Christiane und dem im Dezember 1789 geborenen Sohn August fühlbar wurde: „Ich gehe diesmal ungern von Hause“<sup>35</sup>, gestand er Herder und bat ihn, sich während seiner Abwesenheit im Notfall um die beiden zu kümmern: „Da man gegen das Ende weich und sorglich zu werden anfängt, so fiel mir erst ein, dass nach meiner Abreise mein Mädchen und mein Kleiner ganz und gar verlassen sind, wenn ihnen irgend etwas zustieße, worin sie sich nicht zu helfen wüssten. Ich habe ihr gesagt, sich in einem solchen äußersten Fall an dich zu wenden. Verzeih!“<sup>36</sup> Die Entschuldigung verrät, dass Goethe sich durchaus bewusst war, welche Zumutung das Ansinnen für Herder darstellte. Der Weimarer Superintendent, also der höchste Vertreter von Kirche und öffentlicher Moral, sollte sich im Notfall um eine gewisse Mamsell Vulpius und ihr uneheliches Kind kümmern, über die die Weimarer Bürger und der Hof sich ohnehin schon die Mäuler zerrissen.

Unterwegs verschlechterte sich dann das Wetter und der Winter schien zurückzukehren. Aus Nürnberg meldete Goethe: „Das schöne Wetter hat sich in Schnee verwandelt, auf einmal ist die frohe Welt trüb und kotig. Ich muss nun sehen, wie ich durchkomme...“<sup>37</sup> Der Schluss des Briefes hat entsprechend einen gezwungen optimistischen Ton, so als müsste er sich selbst Mut machen: „Die Reise wird mir an Leib und Geist wohl tun, ob ich sie gleich eigentlich ohne rechten inneren Trieb fortsetze.“<sup>38</sup> Das Bekenntnis konnte er aber nur den Herders gegenüber machen, während er dem Herzog nach seiner Ankunft in Venedig ein unverändert positives Bild den Unternehmern vermittelte: „Diese Reise hat mich recht zusammengeschüttelt und wird mir an Leib und Seele wohl tun.“<sup>39</sup> Doch der Eindruck wurde sofort wieder zurückgenommen durch das berühmte Geständnis, „dass meiner Liebe zu Italien durch diese Reise ein tödlicher Stoß versetzt wird.“<sup>40</sup> Herder gegenüber drückte er sich am gleichen Tag sehr viel drastischer aus: „Ich sollte Euch allerlei Guts sagen, und ich kann nur sagen, dass ich in Venedig angekommen bin. Ein wenig intoleranter gegen das Sauleben dieser Nation als das vorigemal.“<sup>41</sup> Diese Urteile über die Reise und die ersten Eindrücke in Venedig bildeten neben der Sehnsucht nach seiner in Weimar zurückgelassenen jungen Familie die Ingredienzien, aus denen später die

<sup>35</sup> An Herder, 12.3.1790.

<sup>36</sup> Ebd.

<sup>37</sup> An J. G. und Caroline Herder, 15.3.1790.

<sup>38</sup> Ebd.

<sup>39</sup> An Carl August, den 3.4.1790.

<sup>40</sup> Ebd.

<sup>41</sup> An Herder, 3.4.1790.

Goethe-Philologie die Legende von der vom Weimarer Hof erzwungenen Reise nach Venedig und dem unglücklichen Aufenthalt dort erdichtete.

Stellvertretend für viele ähnliche Aussagen sei hier das Urteil von Wolfgang Pfeiffer-Belli angeführt: „Goethe sollte die aus Rom kommende Herzogin Anna Amalia abholen und verbrachte den April und Mai 1790 in der Lagunenstadt, ungerne und verdrossen. Dem Herzog Karl August gestand er, dass seine Liebe zu Italien einen tödlichen Stoß erhalten habe, denn die erste Blüte der Neigung sei abgefallen. Das sind Worte momentanen Unmuts, denn Goethe war unterdessen Vater geworden und wäre lieber zu Hause bei Christiane und dem kleinen Sprößling geblieben. Man weiß: die Venezianischen Epigramme sind der Niederschlag solch tiefer Verstimmung und Verärgerung. Sie verbindet sich mit sinnlicher Glut und steigert sich zur geistvoll-schnöden und antichristlichen Polemik... Venedig, verregnet, schmutzig, voll fauler Gerüche und zweifelhafter sinnlicher Lockungen, wenige Jahre vor dem staatlichen Untergang, hatte seinem berühmten Besucher nichts rechtes mehr zu bieten.“<sup>42</sup>

<sup>42</sup> Wolfgang Pfeiffer-Belli: *Goethes Kunstmeyer und seine Welt*, Zürich, Stuttgart 1959, S. 46/47.

## 2 Il Barone Giovanni Gaeta – ein deutscher Tourist in Venedig

Fremdenregister der Staatsinquisition und Logis am Canal Grande

Kaum in Venedig angekommen, erlebte Goethe eine unangenehme Überraschung, wie er dem Herzog in seinem ersten Brief mitteilte: „Einsiedel hat mir einen Gasthof angezeigt, der gar nicht in Venedig existiert. Durch einen Zufall bin ich in eine gute Wohnung gekommen und habe den wahrhaften Musäus zum Wirte...“<sup>1</sup> Herder gegenüber machte er dann genauere Angaben zur Lage seines Quartiers: „Ich wohne am Rialto ohngefähr 20 Häuser näher als der *Scudo di Francia*, auf derselben Seite.“<sup>2</sup> Dabei handelte es sich um keines der bekannten großen Hotels, wie etwa den erwähnten Scudo di Francia, in dem später die Herzogin abstieg, sondern um eine Locanda, eine Pension, wie man heute sagen würde.

Julius Vogel, der sich eingehend mit Goethes Venedigaufenthalt befasst hat, kommt bei der Frage der Unterbringung zu folgendem Ergebnis:

Die kleine Locanda, in der Goethe wohnte, ist nicht nachzuweisen, sie lag aber in der Nähe des Fondaco dei Tedeschi bei S. Bartolomeo, und ist wahrscheinlich bei der Verbreiterung der jetzigen Piazza Goldoni verschwunden. [...] Die im Staatsarchiv aufbewahrten Fremdenlisten geben über Goethes Anwesenheit keine Auskunft, da nur die angekommenen Franzosen verzeichnet, andere Nationen aber ignoriert wurden.<sup>3</sup>

Die Fremdenregister, auf die sich Vogel bezieht, waren Verzeichnisse, in denen die Personalien ausländische Reisender und Touristen im Auftrag der Inquisitori di Stato festgehalten wurden. Das Kontrollsystem war perfekt organisiert, alle Hotels und Gasthöfe hatten die neuangekommenen Gäste nach Stand, Nationalität und Herkunftsort der Staatsinquisition zu melden. Dort führte ein eigens dafür zuständiger Angestellter ein Gesamtregister, so dass man jederzeit darüber im Bilde war, wer sich wie lange in der Stadt aufhielt und wo er logierte. Da im 18. Jahrhundert zunehmend auch Privatleute in das Beherbergungsgewerbe einstiegen, wodurch der Überblick über die in der Stadt weilenden Fremden ver-

<sup>1</sup> An Carl August, 3.4.1790.

<sup>2</sup> An Herder, 3.4.1790.

<sup>3</sup> Julius Vogel: *Goethe in Venedig*, Leipzig 1924, S. 154, Fußn. 1.

lorenzugehen drohte, wurde im Jahr 1753 per Dekret angeordnet, dass auch die privaten Zimmervermieter zu melden hatten, wer die einquartierten Gäste waren, welches Motiv sie nach Venedig geführt hatte und wie lange sie sich in der Stadt aufhielten.

Auch Goethe ist, entgegen Vogels Behauptung, in den Verzeichnissen der Staatsinquisition erfasst worden. Der Irrtum lässt sich nur dadurch erklären, dass entweder zum Zeitpunkt von Vogels Recherchen die entsprechenden Archivbestände nicht zugänglich waren oder er die Eintragungen wegen der häufig wechselnden und immer unkorrekten Wiedergabe des Namens übersehen hat, was sehr leicht möglich ist. Durch die Entdeckung dieser Eintragungen sind wir erstmals über Goethes Quartier exakt informiert, da in den Registern der Name der Pension angegeben ist. Dank eines zeitgenössischen alphabetischen Verzeichnisses der Hotels und Pensionen<sup>4</sup>, das sich unter den Fremdenlisten findet, ist die Adresse zu ermitteln, so dass sich bis auf zwei Häuser genau angeben lässt, wo er während seines zweimonatigen Aufenthalts wohnte.

Goethe nahm in der Locanda „All’Insegna della Tromba“ (Zur Trompete) Quartier, die dicht bei der Rialto-Brücke am Canal Grande lag, auf der linken Seite, wenn man meerwärts blickt, und zwar ziemlich genau in der Mitte zwischen der Brücke selbst und Ca’ Farsetti, in dem sich heute das Rathaus der Stadt Venedig befindet. Dieses Uferstück heißt nach den damals dort befindlichen Holzkohlelagern, die den Brennstoff für die Küchen und die Heizung lieferten, Riva del Carbon.

Allerdings war der Zugang zu den oberen Stockwerken von der Uferseite her unmöglich; noch heute gibt es bei den beiden in Frage kommenden Häusern von den Ladenlokalen<sup>5</sup> im Erdgeschoss keine Verbindung zu den darüber liegenden Wohnetagen. Deren Eingang liegt auf der Rückseite der Gebäude, woraus sich der Umstand erklärt, dass die Locanda offiziell in der Calle di S. Antonio in der Pfarre S. Salvatore lag.<sup>6</sup> Entfernt man sich von der Riva del Carbon durch die Calle Bembo, führt rechterhand die Calle di S. Antonio zu den Hintereingängen des Teatro Goldoni und endet vor den beiden Eingangstüren (heute Hausnummer 4651 und 4652A), die zu den oberen Etagen der beiden Häuser führen, deren Front auf den Canal Grande geht. Es handelt sich um relativ schlichte mehrstöckige Wohnhäuser, die sich deutlich von den großen Palästen in der Umgebung unterscheiden. In einem von beiden befand sich die Locanda (Abb. 1, 2). Man kann davon ausgehen, dass die Gästezimmer der Pension zur Wasserseite lagen, mit Blick auf den Canal Grande, der die eigentliche Attraktion des Quartiers ausmachte (Abb. 3). Dies wird durch die venezianischen Hotelrechnungen bestätigt, die sich im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar erhalten haben und die für eine „Camera sopra Canale“, also ein Zimmer über dem Canal

<sup>4</sup> Registro alfabetato dei locandieri di Venezia (ASV, Inquisitori di Stato, busta 760).

<sup>5</sup> Es handelt sich um die Hausnummern 4640-4642.

<sup>6</sup> Registro alfabetato dei locandieri di Venezia: „Dal Rè Marco – S. Salvatore Calle di S. Antonio, Locanda della Tromba“ (Ebd.).

Grande, ausgestellt sind.<sup>7</sup> Eine Bemerkung Götzes im Tagebuch geht in die gleiche Richtung: „den 8ten [April] wurde wegen schlimmer Witterung gar nicht ausgegangen, hatten aber das Vergnügen zu hören daß sich alle Augenblicke ein paar Schiffer zankten.“<sup>8</sup> Dies ist nur von den Fenstern der Kanalseite, nicht aber von der Rückseite der Häuser möglich.

Der erste erhaltene Meldezettel des Hoteliers Marco dal Rè datiert vom 17. April und lautet auf einen „Sig. Giovani Gaveta Cosiliero da Sasonia con suo Camariero“<sup>9</sup> (Abb. 5). Dies ist die erste einer ganzen Serie von Entstellungen, die sich Goethes Name gefallen lassen musste. Man darf dahinter die Mühe vermuten, die den Italienern die deutsche Schrift in den Pässen und das Verständnis der fremden Namen bereitete. Das Herkunftsland Sachsen ist, wenn auch unvollständig, sachlich korrekt, im Gegensatz zur Orthographie; das gleiche gilt für den Titel eines Rates. Goethes Diener Götze erscheint nirgendwo mit eigenem Namen, sondern wird lediglich durch seine Funktion als Domestik bezeichnet.<sup>10</sup>

Zwischen dieser ersten Meldung und der amtlichen Registrierung bei der Staatsinquisition unter dem Datum des 24. April hat es wahrscheinlich einen weiteren, nicht erhaltenen Meldezettel des Hoteliers gegeben, denn sonst wäre es schwer zu erklären, warum Goethe nun im amtlichen Fremdenregister als „Barone Giovanni Gassetta di Sassonia“ (Abb. 11, 12) aufgeführt wird. Wahrscheinlich hatte der Hotelier inzwischen erfahren, dass sein Gast ein Herr von Stand war, und ihn mit dem Titel eines Barons versehen. Ab seiner nächsten Meldung vom 30. April, in der er Goethe als „Baron Giovani Gajetta consiler di Sasonia“ (Abb. 6) bezeichnet, wird diese Praxis dann beibehalten. Am 7. Mai, nach Ankunft der Herzogin mit ihrem Gefolge, von denen drei Personen ebenfalls in Goethes Pension abstiegen, lautet der Meldezettel des Hotels auf „Giovani Gaetta, consiliero e Barone di Sasonia con tre Compagni“ (Abb. 7).

<sup>7</sup> GSA 25/XXVII, U

<sup>8</sup> WA III, Bd. 2, S. 17.

<sup>9</sup> ASV, Inquisitori di Stato, Busta 761. Dort auch alle folgenden Zitate aus den Fremdenregistern.

<sup>10</sup> Paul Götze (1761-1835) war als Sechzehnjähriger in Goethes Dienst getreten, der zugleich seine Mutter und den jüngeren Bruder ins Haus nahm. Er diente zunächst als Laufbursche und Bote, erhielt Unterricht in Französisch und Mathematik und übernahm nach Goethes Rückkehr aus Italien die Stelle des Dieners Seidel. Er war im Goetheschen Haushalt für den gesamten Bereich der Getränke zuständig. Auf der Reise nach Venedig kutscherte er die Chaise bis Verona und lernte unter Goethes Anleitung das Reise- und Tagebuch zu führen, dessen Duktus deutlich Goethes Einfluss verrät. Goethe besorgte ihm später eine Stelle als Conducteur in der Straßen- und Wegeverwaltung des Herzogtums und bediente sich bis zu seinem Tod immer wieder seiner Dienste, besonders beim Bau des Lauchstädter Theaters, des Botanischen Gartens in Jena und der Jenaer Universitäts-Bibliothek. Goethe unterstützte Götze nach dessen Wechsel in die herzogliche Verwaltung neun Jahre lang, indem er dessen Gehalt von 50 Rheintalern aus eigenen Mitteln um den gleichen Betrag verdoppelte. (Walter Schleich: *Goethes Diener*, Berlin, Weimar 1965)

Eine Woche später werden diese dann auch namentlich genannt, neben „Giovani Gaetta Barone e Consilier di Sasonia“ erscheinen am 15. Mai auch „Federico Buras, Giovanni Insechedi, Francesco Goulloz“ (Abb. 8), hinter denen sich Friedrich Bury, Anna Amalias Leibarzt Wilhelm Ernst Christian Huschke – dessen Name offenbar die größten Probleme bereitete – und der Hofkoch René-François Le Goullon verbargen. Heinrich Meyer, der kurz vor der Herzogin in Venedig eingetroffen war, stieg in der Locanda di Todeschi am Ponte della Panada ab, wo er am 4. Mai als „Erigo Meyer di Zurigo“ (Abb. 9) gemeldet wurde und in der gleichen Form drei Tage später in der offiziellen Fremden-Registatur erscheint.

Die Herzogin selbst residierte standesgemäß im „Scudo di Francia“, einem der besten Hotels Venedigs. Auf dem Meldezettel vom 6. Mai erscheint sie unter dem für die Reise gewählten Inkognito<sup>11</sup> als „Madame la Comtesse d'Allstedt de la Saxe“ zusammen mit „M. le Barone d'Goechnausen“ und „M. le Barone d'Einsiedler“ (Abb. 10); zum Gefolge gehörten laut Register außerdem noch zwei Kammerfrauen<sup>12</sup> und vier Dienstboten.

Das letzte Mal erscheint Goethe in den amtlichen Registern am 15. Mai als „Barone Giovanni Gaeta“ (Abb. 13), und in dieser Form kommt die italienische Version seinem wirklichen Namen am nächsten, wenn man sie als Umschreibung der Lautgestalt auffasst und die beiden Vokale nicht italienisch getrennt, also wie die süditalienische Hafenstadt Gaeta, sondern als Diphthong ausspricht. Dann weist der Name ‚Gäta‘ durchaus Ähnlichkeit mit dem Namen des Dichters auf, vor allem, wenn man ihn mit sächsischem Akzent ausspricht.<sup>13</sup>

## Die Hotelrechnungen und Goethes Ausgabenbuch

Goethe hat die Unterlagen über seinen Venedigaufenthalt aufbewahrt; sie liegen heute im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar. Neben seinem eigenen Ausgabenbuch finden sich dort die Hotelrechnungen und Quittungen über seine sonstigen Ausgaben. Dadurch sind wir über seine Lebensführung im April und Mai 1790 in Venedig recht genau und erstaunlich detailliert unterrichtet.

Für sich selbst zahlte er pro Tag für das Zimmer, Mittag- und Abendessen 10 Lire, während sein Diener Götze mit 4 Lire zu Buche schlug. Offensichtlich hat Goethe den anfänglichen Preis, vielleicht wegen der Länge des Aufenthalts, neu

<sup>11</sup> Die Stadt Allstedt stellte eine zum Herzogtum gehörende Enklave dar.

<sup>12</sup> Die Kammerfrau Dorothea Musculus und die Hofjungfer Friederike Christiane Erdmuth Roth.

<sup>13</sup> Jahre nach den eigenen Recherchen im Staatsarchiv Venedig ist der Verfasser auf einen Artikel in den *Hamburger Nachrichten* aus dem Jahre 1882 gestoßen, in dem Hermann von Löhner über die Spuren Goethes und Anna Amalias in den Fremdenregistern der Staatsinquisition berichtet. Diese Quelle ist von der Goetheforschung nie zur Kenntnis genommen worden und völlig in Vergessenheit geraten. (Hermann von Löhner: *Goethe in Venedig*, in: *Hamburger Nachrichten* Nr. 7, 1882)

aushandeln können, denn ab dem 19. April werden nur noch 8 Lire für ihn und 3 für Götze berechnet. Hinzu kamen noch Nebenkosten, vor allem für zusätzliche Speisen und Getränke, so dass ihm der Vermieter am 22. Mai, dem Abreisetag, folgende Quittung ausstellte: „Ich erkläre und bestätige, von Exzellenz Baron und Rat Giovanni Gaetta [...] für Unterbringung und anderes sechs hundert fünfzig Lire venezianische Münze, sprich 650, erhalten zu haben. Marco dal Rè, Zimmervermieter zur Trompete“.<sup>14</sup> Bei einem Umrechnungskurs von 8 Lire für einen Dukaten, der aus anderen Unterlagen hervorgeht, betrug die Rechnung damit rund 80 Dukaten.

Einen besonderen Posten in den Hotelrechnungen nehmen die Heizkosten ein. Bis zum 28. April, also den gesamten ersten Monat, erscheinen täglich Heizkosten, die gesondert in Rechnung gestellt werden. Der verspätete Kälteeinbruch machte sich unangenehm bemerkbar, das schlechte Wetter zwang bisweilen dazu, sich den ganzen Tag im Hotel aufzuhalten, was beispielsweise am 31. März mit „Fuoco tutta giornata“<sup>15</sup> in der Abrechnung erscheint. Auch an anderen Tagen wird ein erhöhter Holzverbrauch berechnet. Ein spätes Zeugnis dafür findet sich im Reisetagebuch August von Goethes, der sich bei seinem Aufenthalt in Venedig im Jahre 1830 an die Schilderung des Dieners Götze erinnerte: „vor unserem Fenster liegen immer 10 – 20 Schiffe mit Brennholz beladen und ich erinnere mich oft wenn ich zum Fenster hinaus blicke der Erzählung von Götze der sich ärgerte die geschälten Weindholzstäbchen in Bündelchen teuer kaufen zu müssen...“<sup>16</sup>

Mit der gleichen Regelmäßigkeit, mit der der Hotelier die Heizkosten auflistete, erscheint auf seinen Abrechnungen der Sonderposten Wein. Da Goethe und Götze in Vollpension waren und das Mittag- und Abendessen bei ihrem Vermieter einnahmen, wird man davon ausgehen können, dass der Wein bei Tisch zum Essen gehörte und die gesondert abgerechneten Getränke und Speisen außerhalb der normalen Essenzeiten konsumiert wurden. Dies wird an einer Stelle ausdrücklich betont, wo es in einer Sammelabrechnung heißt: „12 Flaschen Wein zwischen Morgen und Abend, Hauswein 6,-“<sup>17</sup>. Anfangs trank Goethe vor allem Wein aus Zypern, der mit 2 Lire die Flasche allerdings nicht billig war – zum Vergleich: das war genau der gleiche Betrag wie das Abendessen insgesamt. Später wechselte er dann zum Hauswein über, der wesentlich günstiger war und nur 5 Soldi pro Flasche kostete. Ab Mitte April taucht auf der täglichen Abrechnung dann der Posten „Bozzetta vino nostro -,10“ auf, wobei das „Fläschchen“ vermutlich kaum mehr als ein großes Glas meinte. Lediglich am 5. Mai wird noch einmal eine Flasche Zypernwein geleert, wahrscheinlich um das Wiedersehen mit Meyer, der gerade eingetroffen war, zu feiern. Das bedeutete

<sup>14</sup> GSA 25/XXVII, U.

<sup>15</sup> Ebd.

<sup>16</sup> August von Goethe: *Auf einer Reise nach Süden. Tagebuch 1830*, hg. von Andreas Beyer, Gabriele Radecke, München 2003, S. 86.

<sup>17</sup> GSA 25/XXVII, U.

jedoch nicht, dass Goethe auf die tägliche Flasche Wein verzichtet hätte. Ab dem 18. April, exakt dem Zeitpunkt also, ab dem die Hotelrechnung keine gesonderte Flasche Wein mehr in Rechnung stellt, erscheint in Goethes privatem Ausgabenbuch<sup>18</sup> der Posten „Cipr Wein 1.15“, der sich nun bis zur Ankunft der Herzogin beinahe täglich wiederholt. Offensichtlich hatte er eine günstigere Bezugsquelle gefunden.

Der Gesamteindruck, den man bei der Durchsicht der Hotelrechnungen und des Ausgabenbuches gewinnt, ist der einer ausgesprochen sparsamen Lebensführung. Neben dem täglichen Kaffee ist es vor allem Brot, das eingekauft wird, dazu manchmal Eier, Schinken, Salami oder Wurst und Picklinge<sup>19</sup>; dazu häufiger Äpfel, manchmal Apfelsinen, Kastanien und Radieschen.<sup>20</sup> Zwei Mal erscheint der Posten „Wäsche“, womit vermutlich gemeint ist, dass er seine Wäsche hat waschen lassen, denn die Einkäufe von einzelnen Kleidungsstücken sind immer gesondert vermerkt. Der persönlichen Hygiene dienten Seife, Puder, ein Lavendelparfüm und Pomade.

Auch neues Rasierzeug schaffte er sich an, am 21. April ist eine „Rasier Kapsel 4,-“ vermerkt. Einmal hat Goethe auch einen Friseur aufgesucht, was mit 10 Lire, einem nicht unerheblichen Betrag, zu Buche schlug. Dabei ist es gewiss kein Zufall, dass dieser Friseurbesuch mit der Ankunft Anna Amalias zusammenfiel, denn von nun an hatte Goethe auch gesellschaftliche Verpflichtungen und musste auf sein Äußeres achten.

Die einzige größere Ausgabe, die völlig aus dem Rahmen der sonstigen Beträge fällt, betrifft seine Kleidung. Am 24. April ließ er sich in der Schneiderei „Al Trionfo della Fede S. Luca“ neu einkleiden. Rock, bestickte Weste und Hose schlugen mit 214,10 Lire zu Buche, außerdem ein Hut für 30 Lire. Hinzu kamen zwei Schneiderrechnungen von 57,17 und 15 Lire. Später hat er noch eine weitere Weste für 26 Lire gekauft und zwei Paar Manschetten für den auffallend hohen Betrag von 108 Lire; bei einem solchen Preis kann man davon ausgehen, dass es Spitzenmanschetten waren. Dagegen fielen zwei Paar seidene Strümpfe für 1,10 Lire kaum ins Gewicht. Insgesamt waren es 450 Lire, die die neue Ausstaffierung kostete, und um eine Vorstellung von der Relation zu den sonstigen Ausgaben zu haben, muss man sich vergegenwärtigen, dass Goethe für den gesamten zweimonatigen Hotel-Aufenthalt bei Vollpension für sich und seinen Diener insgesamt 650 Lire bezahlte. In diesem neuen Aufzug war Goethe standesgemäß gekleidet, um am gesellschaftlichen Leben der höchsten Kreise teilzunehmen, das mit der Ankunft der Herzogin in Venedig einsetzte.

<sup>18</sup> GSA 27/58; dort auch alle folgenden Angaben.

<sup>19</sup> Wahrscheinlich handelte es sich um Bücklinge, für die auch die Bezeichnung Picklinge existierte.

<sup>20</sup> Das gleiche gilt für zusätzliche Speisen, die der Vermieter berechnet: Schinken, Polenta, Nudeln, Risotto, Salat, Sardinien, einmal Rindfleisch (GSA 25/XXVII, U).

### Der Lohnbediente Mitter

Unter den in Weimar erhaltenen Unterlagen findet sich auch die Abrechnung eines Lohnbedienten, eines *Servitore di Piazza*, den Goethe am Tag nach der Ankunft der Herzoginmutter am 6. Mai engagierte und während des gesamten Aufenthalts von Anna Amalia mit ihrem Gefolge in seinen Dienst nahm. Dessen Aufgabe war es, die Reisenden bei ihren Besichtigungen und Ausflügen zu begleiten, die Eintrittsgelder zu bezahlen, Trinkgelder an Küster und Kustoden zu verteilen und alle Besorgungen und Einkäufe zu übernehmen.

Er führte über seine Ausgaben genau Buch, und die Abrechnungen erlauben es, das Besichtigungs- und Unterhaltungsprogramm Anna Amalias genau zu rekonstruieren. Am 10. Mai etwa besorgte er auch für Anna Amalia ein Exemplar von Zanettis *Della Pittura Veneziana*, bezahlte für die Besichtigung der Kirche und Scuola di S. Rocco mit ihrer berühmten Gemäldesammlung, ebenso bei der Frari-Kirche; anschließend ging es nach Murano, wo man als erstes eine Glasbläserei und anschließend die Kirche von S. Maria degli Angeli und den Dom besichtigten. Der letzte Posten auf der Liste sind zwei Blumensträuße für einen französischen Grafen.

Blumensträuße tauchen noch häufiger auf; sie waren wahrscheinlich für das Hotelzimmer Anna Amalia bestimmt. Außerdem besorgte er Eintrittskarten für die Oratorien und die Oper, dazu Sitzkissen, die man mieten konnte, um auf den Rängen bequemer zu sitzen, und auch die entsprechenden Libretti. An zwei aufeinander folgenden Tagen bezahlte er für vier Personen die Eintrittskarten für eine englische Dressurreitertruppe, die anlässlich der Himmelfahrtsmesse ihre Kunststücke vorführte. Bei den Spaziergängen auf den Markusplatz kümmerte er sich um die Sitzgelegenheiten, die extra bezahlt werden mussten, und um die Wünsche der ausländischen Gäste, die Kaffee, Eis und Sorbet zu sich nahmen. Mehrfach kaufte er auch ein typisches venezianisches Gebäck, die Buzzolai, daneben Orangen und einmal auch Austern. Nachdem die Herzogin ihr Inkognito aufgegeben und den ausländischen Botschaftern offizielle Besuche abgestattet hatte, wurden auch Visitenkarten erforderlich, von denen der Lohnbediente am 18. Mai hundert Stücke bestellte und drei Tage später noch einmal die gleiche Anzahl. Für wen sie bestimmt waren, ob neben Anna Amalia auch für Goethe, geht aus der Abrechnung leider nicht hervor.

Wie wichtig für ausländische Reisende eine solche Person war, die nicht nur Italienisch sprach und damit alle Verständigungsprobleme aus dem Weg räumte, sondern auch mit den lokalen Verhältnissen vertraut war, hatte Goethe dem Herzog Carl August schon früher einmal dargelegt, als er mit ihm über die Vorbereitungen von Anna Amalias Italienreise konferierte. Er empfahl damals den Sohn seiner römischen Gastleute, Filippo Collina, „der das Mechanische der Reise zu besorgen, alle Händel mit den Postmeistern Wirten pp. abzutun hat, das ist schon sehr viel, weil die Sekkatur [Schererei] und Prellerei in Italien unendlich ist; man muss notwendig einen Italiener an die Italiener hetzen, um

mit ihnen fertig zu werden.<sup>21</sup> Er sprach dabei aus Erfahrung, denn er hatte auf seiner Italienreise vier Jahre zuvor selbst schon erlebt, wie nützlich sich ein solcher ortskundiger Bedienter erweisen konnte – und zwar ausgerechnet in Venedig. Die Stadt war auf Fremdenverkehr eingestellt und der Reisende sah sich unaufhörlich mit Geldforderungen konfrontiert, deren angemessene Höhe und Berechtigung er nicht beurteilen konnte.

In seinem Tagebuch der italienischen Reise notierte Goethe in Venedig unter dem Datum des „4. Oktobr. Mittag“:

Ich habe jetzt einen Lohnbedienten. Einen trefflichen Alten. Einen Teutschen – der mir täglich was er mich kostet erspart. Er ist mit Herrschafften durch ganz Italien gegangen und weis alles recht gut. Er dressiert die Italiäner, auf die rechte Weise. So gibt er Z. E. genau das wenigste Trinkgeld an jedem Orte, ich muss überall für einen Kaufmann passieren.

Er zankte sich mit einem Gondolier um 10 Soldi, mit einem ungeheuren Lärm, und der Gondol[ier] hatte noch dazu Recht. Er nimmt aber keine Notiz, heut im Arsenal hat ers eben so gemacht. Er sieht ohngefähr aus wie Wende, hat auch die Manieren. Es ist mit lieb, daß ich die ersten Tage allein war und lieb daß ich ihn nun habe.<sup>22</sup>

Angesichts der Tatsache, dass Anna Amalia ersichtlich eine Person von Stand mit eigenem Gefolge war, dürften die geforderten Eintrittspreise und Trinkgelder erheblich gewesen sein, so dass ein guter Lohnbedienter sich tatsächlich bezahlt machte.

Gut möglich, sogar wahrscheinlich, dass es sich bei dem von Goethe für die Herzogin rekrutierten Lohnbedienten um einen alten Bekannten gehandelt hat, nämlich die gleiche Person, deren Dienste er bereits vier Jahre vorher in Anspruch genommen und dessen Qualitäten er schätzen gelernt hatte. In Weimarer Archiv hat sich die Quittung erhalten, die der *Servitore di Piazza* am Abreisetag Goethes und der Herzogin ausstellte. Bei einem Tagessatz von 8 Lire belief sich das Honorar für sechzehn Tage, von denen der Feiertag Christi Himmelfahrt doppelt zählte, auf insgesamt 136 Lire oder 17 Dukaten. Quittiert ist der Betrag von einem „Giovanni [Johannes] Mitter *Servitore di Piazza in Venezia*“<sup>23</sup>. Die Zahl deutscher Lohnbediensteter in Venedig dürfte zur damaligen Zeit nicht groß gewesen sein, so dass es schon ein bemerkenswerter Zufall wäre, wenn Goethe auch beim zweiten Aufenthalt in Venedig für die Herzogin einen deutschen Lohnbedienten gefunden hätte. Sehr viel wahrscheinlicher, dass er Mitter, den er bereits kannte und schätzte, von neuem engagierte.

<sup>21</sup> An Carl August, 17.11.1787.

<sup>22</sup> WA III, Bd. 1, S. 262/63.

<sup>23</sup> GSA 25/XXVII, U: „Io Giovanni Mitter *Servitore di Piazza in Venezia* ho ricevuto per giorni 16 di mio servizio à Lire 8 il giorno e il giorno dell'Ascensione doppio il costume due di no: 17 fanno Lire 136.“ (Ich, Giovanni Mitter, Lohnbedienter in Venedig, habe für 16 Tage meines Dienstes bei 8 Lire pro Tag und den Himmelfahrtstag doppelt gezählt, wie üblich: 17[Tage] macht 136 Lire erhalten.)

Mit der Ankunft der Herzogin änderte sich der Charakter des Venedigaufenthalts völlig. Goethe musste seine Privatexistenz aufgeben und wurde in das gesellschaftliche Leben hineingezogen, das sich um die Herzogin entfaltete. Diese war genau rechtzeitig zum Himmelfahrtstag, dem höchsten Feiertag der Republik, in Venedig eingetroffen und traf dort eine ganze Reihe weiterer Vertreter des deutschen und europäischen Adels, die sich gleichzeitig in der Stadt aufhielten. Der Ranghöchste war der Prinz August Frederick (1773-1843), Sohn des englischen Königs Georg III., mit seiner Suite, daneben ein Neffe Anna Amalias, der Erbprinz Karl Georg August (1766-1806) von Braunschweig-Wolfenbüttel; das Fräulein von Göchhausen erwähnt außerdem noch den hannoverschen Hofmarschall von Wangenheim und den Kammerherrn in Preußischen Diensten von Wartensleben. Zum Teil wurde das obligate Besichtigungsprogramm gemeinsam absolviert, nachmittags traf man sich auf dem Markusplatz, wo die Stände der großen Himmelfahrts-Messe aufgebaut waren, und saß bei Eis und Getränken in einem der Cafés beisammen. Am Abend ging man in die Oper oder auf einen Empfang, der von den diplomatischen Vertretern für die hohen Gäste ausgerichtet wurde. Goethe hat also wenige Jahre vor dem Sturz der Republik Venedig noch einmal in seiner ganzen Pracht erlebt und im Gefolge der Herzogin an dem gesellschaftlichen Leben der höchsten Kreise teilgenommen, „die in Venedig den festlichen Glanz der *Serenissima* vor den Augen Europas aufrechterhielten...“<sup>24</sup> Anna Amalia hielt mit ihrem orthographisch recht eigenwillig geführten Tagebuch fest: „den 18<sup>ten</sup> 19 20 u 21<sup>ten</sup> ging [ich] in die großewelt u machte visiten den Abend war ich immer auf dem Marcus Plaz den 20<sup>ten</sup> war ein Feste di Ballo von die Venezianeren sie war hübsch die ganze Noblesse kam zusammen u was Fremd war.“<sup>25</sup>

Erstaunlicherweise hat sich diese Erfahrung, die immerhin zwei Wochen des Venedigaufenthalts ausmachte, in keiner Weise in den Epigrammen niedergeschlagen. Entweder boten sich Goethe keine Gelegenheiten, die ihn zu einer epigrammatischen Verarbeitung gereizt hätten, oder es fehlte an der zu ihrer Abfassung notwendigen Zeit und Muße. Vielleicht war es aber auch eine bewusste Entscheidung, sich nicht zu dieser Lebensform zu äußern. Für diese Annahme könnte eines der Epigramme sprechen, das im Licht der letzten Phase des Venedigaufenthalts zusätzliche Brisanz erhält, wenn man es als Kommentar zur europäischen Hautevolee liest, die sich damals in Venedig ein Stelldichein gab:

Hast du nicht gute Gesellschaft gesehn? Es zeigt uns dein Büchlein  
 Fast nur Gaukler und Volk, ja was noch niedriger ist.  
 Gute Gesellschaft hab' ich gesehn, man nennt sie die gute,  
 Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt.

(Nr. 75)

<sup>24</sup> Norbert Miller: *Der Wanderer. Goethe in Italien*, München 2002, S. 575.

<sup>25</sup> Zit. nach *Goethe. Begegnungen und Gespräche*, hg. von Renate Grumach, Bd. 3, Berlin, New York 1977, S. 524.



### 3 Kontaktsperre in Venedig

Venedig hat von Anbeginn mit argwöhnischer Wachsamkeit versucht, jede Einflussnahme äußerer Mächte auf die Staatsgeschäfte der Republik und ihre politische Unabhängigkeit bereits im Keim zu ersticken. Das hatte schon in frühesten Zeiten zum ausdrücklichen Verbot für venezianische Nobili geführt, Umgang mit Fremden zu pflegen. Bereits 1486 erschien ein Dekret, das unter Berufung auf schon lange bestehende Gesetze der Aristokratie Venedigs den Kontakt zu Fremden und die Führung geheimer Korrespondenz untersagte. Diese Gesetzgebung wurde später weiter verschärft. Die angedrohten Strafen waren drakonisch: Wer es wagte, sich zur Förderung der eigenen Angelegenheiten eines ausländischen Fürsten oder Botschafters zu bedienen und durch diesen bei den venezianischen Behörden eine Entscheidung zu eigenen Gunsten zu erreichen, dem drohte neben der Rücknahme aller Entscheidungen die Einziehung seines gesamten Eigentums, in anderen Fällen eine Geldstrafe und die lebenslängliche Verbannung aus der Stadt. Dieses Gesetz von 1517<sup>1</sup> lässt erkennen, dass es in besonderem Maße die ausländischen Botschafter und Residenten waren, die in dem abgeschotteten Staatsgebilde einen neuralgischen Punkt darstellten, da sie anders als Reisende und Geschäftsleute sich auf längere Zeit in der Stadt niederließen und Zugang zur venezianischen Gesellschaft fanden. Damit war die Gefahr verbunden, dass sie als Vertreter fremder politischer Mächte versuchten, die Politik Venedigs über einzelne Personen oder Fraktionen innerhalb der Nobili zu beeinflussen. Aus diesem Grund war der Kontakt zu ihnen generell verboten, und lediglich bei besonderen öffentlichen Anlässen, etwa der Dogenwahl, der Besetzung der höchsten Staatsämter und des Patriarchenamts, bei bedeutenden Hochzeiten und öffentlichen Festen oder Feierlichkeiten durften die venezianischen Nobili mit ausländischen Diplomaten verkehren.<sup>2</sup>

Die in solchen Vorschriften zum Ausdruck kommende Furcht war nicht völlig unbegründet, denn in der Republik wurden die Staatsämter in geheimer Abstimmung besetzt, und die Mitglieder der herrschenden Adelsfamilien waren zur Mitarbeit in unterschiedlichen politischen Gremien nicht nur zugelassen, sondern sogar verpflichtet. Neben einem festen Beamtenapparat wurde der Staat

<sup>1</sup> ASV Compilazione leggi. Busta 14, S. 116.

<sup>2</sup> Vgl. Giovanni di Cattaneo, *Regole in Pratica per quello che ha l'onore di servire l'Eccelso Supremo Tribunale presso i Ministri Esteri e nelle pubbliche occasioni*, 6. Kap. ASV. Inquisitori di Stato. Riferte di Confidenti. Busta 569.

von einer ständig fluktuierenden Personengruppe geleitet, was die Anfälligkeit für einen verdeckten Eingriff von außen erhöhte.

Auch nach dem Niedergang der politischen Macht Venedigs blieb die Kontaktsperre in Kraft. In der Reiseliteratur des 18. Jahrhunderts wiederholen sich die Klagen über die strikte Absonderung, die den Fremden jeden Zugang zum gesellschaftlichen Leben der venezianischen Nobili verwehrte und hinter der man aristokratische Arroganz vermutete, die jeden Kontakt zu Nicht-Venezianern ablehnte. Johann Wilhelm von Archenholtz, ein aufgeklärter Reisender und überzeugter Parteigänger republikanisch-demokratischer Tendenzen, merkte dazu kritisch an: „Diese Absonderung, die sich auch auf alle Ausländer erstreckt, die Venedig besuchen, wenn diese nämlich mit fremden Ministern [d. h. Botschaftern] umgehen, ist die Quelle ihrer Ignoranz in Ansehung der Gesetze, Sitten, Gebräuche und Kultur anderer Nation...“<sup>3</sup>

Wie strikt auf der Einhaltung dieser Vorschriften noch in den letzten Jahren der Republik bestanden wurde, geht aus einer Mahnung der Inquisitori di Stato hervor, die im Mai 1784, sechs Jahre vor Goethes Aufenthalt, einen Verweis aussprachen, weil bei der Amtseinführung des neuen päpstlichen Nuntius, des diplomatischen Vertreters des Heiligen Stuhls, eine Anzahl von Damen der höchsten Kreise nicht wie vorgeschrieben in Schleier und Bauta, also maskiert, aufgetreten waren, sondern offen mit dem Nuntius und den andern Botschaftern und Ausländern geplaudert hatten. Wegen der großen Zahl der Betroffenen sah man jedoch davon ab, Maßnahmen gegen sie zu ergreifen.<sup>4</sup>

Bei Archenholtz findet sich auch eine amüsante Beobachtung, wie es das wohlhabende Bürgertum der Stadt verstand, sich das Kontaktverbot zunutze zu machen, um zudringliche Nobili, die verarmten ‚Barnabotti‘, von ihren Privatfesten fernzuhalten:

Das bekannte strenge Gesetz, vermöge welchem kein Edler weder mit einem ausländischen Minister, noch mit jemand der ihm angehört, umgehen darf, das in so vieler Rücksicht abgeschmackt und lächerlich ist, wird von den unterdrückten Bürgern gut benutzt, um bei Privatbällen und andern Familien-Ergötzlichkeiten ihre Tyrannen davon entfernt zu halten. Hierzu ist weiter nichts erforderlich, als einen Livereybedienten [d.h. einen Diener in Botschaftslivree] irgend eines Gesandten an der Haustür zu haben“ - womit nach außen signalisiert wurde, dass mit der Anwesenheit des Botschafters gerechnet werden musste, was das Haus für jeden venezianischen Nobile tabu machte. „Ein solcher Anblick verscheucht die tanzlustigen Senatoren sogleich, die denn, wie der Würgeengel in Ägypten, vor einem so bezeichneten Hause vorübergehen. [...] Viele Kaffeewirte bedienen sich eines ähnlichen Mittels, um die lästigen Edeln von ihren Kaffeehäusern zu entfernen; sie vermögen nämlich jemand aus dem Hause eines Gesandten, täglich einigemal ihr Kaffeehaus zu besuchen, welches denn unfehlbar die erwünschte Wirkung tut.“<sup>5</sup>

<sup>3</sup> Johann Wilhelm von Archenholtz: *England und Italien*, 4. Teil, Karlsruhe 1791, S. 39.

<sup>4</sup> ASV Inquisitori di Stato. Annotazioni. Busta 539, S. 162retro/163

<sup>5</sup> Archenholtz, a.a.O. S. 38.

Abgesehen von solchen unfreiwilligen Nebeneffekten hatte das Verbot, Kontakt zu Fremden zu haben, aber auch durchaus ernste Konsequenzen und wurde mit einer Rigidität durchgehalten, die dem heutigen Betrachter nahezu unglaublich erscheint. Am 7. September 1789 stellte Caterina Veronese, deren Abstammung aus vornehmem venezianischen Geschlecht schon ihr Name verriet, bei der Staatsinquisition einen Besuchsantrag, um ihre Familie und insbesondere ihren achtzigjährigen Vater sehen zu dürfen, zu denen sie seit zwei Jahren keinen Kontakt mehr gehabt hatte. Der Fall war heikel, da die Venezianerin mit dem preußischen Residenten Cattaneo verheiratet und dadurch gleichsam zur Ausländerin geworden war. Damit war der Familie jeder Umgang mit ihr untersagt, so dass die Tochter gezwungen war, eine Ausnahmegenehmigung zu beantragen, um die eigenen Verwandten durch ihren Besuch nicht zu gefährden.

Den Antrag richtete sie an den speziell für das diplomatische Korps zuständigen Beauftragten der Staatsinquisition, bei dem es sich zufälligerweise um ihren Schwager, den Abate Giovanni Cattaneo<sup>6</sup> handelte. Von ihm wird im Folgenden noch häufiger die Rede sein, da er neben seiner amtlichen Funktion auch noch die Aufgabe des Informanten erfüllte und die Inquisitori über alles unterrichtete, was ihm im Umgang mit den Diplomaten und Ausländern an politischen Neuigkeiten und Interna aus dem Leben der diplomatischen Kolonie zu Ohren kam.

Natürlich unterstützte Cattaneo den Besuchsantrag seiner Schwägerin und erinnerte an einen analogen Fall in der Vergangenheit, der seinerzeit positiv beschieden worden war.<sup>7</sup> So geschah es auch in diesem Fall. Allerdings wurden bestimmte Auflagen gemacht. Sie sind von fremder Hand auf der Rückseite des Schreibens von Cattaneo, das sich im Staatsarchiv erhalten hat, vermerkt: Dem Antrag wurde unter der Bedingung stattgegeben, dass der Besuch an einem dritten Ort, nämlich im Haus des Abate Cattaneo stattfand, dieser ständig anwesend war, der Ehemann – sprich der preußische Resident – von dem Familientreffen ausgeschlossen blieb, die Begegnung ohne jeden äußeren Aufwand vor sich ging und möglichst geheim gehalten wurde, damit es kein Gerede gab.

Man muss sich diese Situation in eine heutige Begrifflichkeit übersetzen, um die Absurdität der Situation in ihrer ganzen Tragweite zu begreifen: eine Venezianerin konnte nach ihrer Heirat mit dem italienischen Geschäftsträger der diplomatischen Vertretung Preußens ihre Familienangehörigen, die doch weiterhin in ihrer unmittelbaren Nähe lebten, nicht mehr einfach besuchen, sondern die Begegnung hatte unter polizeilicher Aufsicht in aller Heimlichkeit stattzufinden, belastet vom Verdacht möglicher politischer Intrige. Die Rigidität, mit der an der gesetzlichen Vorschrift auch in einem solchen Falle mit unverminderter Härte festgehalten wurde, lässt erkennen, dass sich die Republik in ihren letzten Jahren

<sup>6</sup> Vgl. Ekkehard Eickhoff, *Venedig – Spätes Feuerwerk*, Stuttgart 2006, S. 110, 301, 303/04.

<sup>7</sup> ASV Inquisitori di Stato. Riferte di Confidenti. Busta 576, Bericht vom 14.9.1789. Der Antrag Caterina Veroneses ist beigelegt.